

Der Reidemeister

Beiträge zur Lüdenscheider Geschichte

Herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.

Nr. 220

September 2021

Inhalt:

Rolf Larisch

Die Geschichte der Lüdenscheider
Krankenhäuser.....2

Antje Waldminghaus

Missionsarzt Dr. Otto Hueck (1888 –
1985). In China nicht
vergessen.....40



Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.

Zu dieser Ausgabe:

Hiermit erscheint „Der Reidemeister“ erstmals seit seiner ersten Ausgabe 1956 auf eine andere Art – nicht mehr als „Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land“ (denn das hat sich überlebt), nicht mehr als gedruckte Beilage der „Lüdenscheider Nachrichten“ (weil das nach 65 Jahren nicht mehr möglich ist), sondern in einer reinen Online-Ausgabe. Der Wegfall des Zeitungsdrucks bedeutet sicher für viele treue Leserinnen und Leser den Verlust eines geschätzten Mediums. Dafür bietet das neue Format auch andere Möglichkeiten in einem modernisierten Layout.

Die erste Nummer des neuen „Reidemeister“ und damit die Nr. 220 in Folge enthält zwei Beiträge, die sich beide der Geschichte des Krankenhauswesens im Zusammenhang mit der Geschichte Lüdenscheids widmen: Zum einen im lokalen Raum, zum anderen unter einem internationalen Aspekt.

Der Geschichts- und Heimatverein präsentiert seine „Beiträge zur Lüdenscheider Geschichte“ nun gerne im neuen Gewand, hofft auf eine zahlreiche Leserschaft in nah und fern und freut sich auf interessante Themen für künftige Ausgaben.

Die Schriftleitung

Die Geschichte der Lüdenscheider Krankenhäuser

von Rolf Larisch

Wenn man einmal von Universitätskliniken absieht, gibt es in Deutschland nur zwanzig Krankenhäuser, die über eine Größe von etwa 1.000 Patientenbetten verfügen. Die meisten davon befinden sich in großen Städten wie Stuttgart, Nürnberg oder Dortmund. Aber eines steht in einer Stadt mit gerade einmal 72.000 Einwohnern. Dabei handelt sich um das Klinikum in Lüdenscheid-Hellersen. Die Frage ist, wieso ausgerechnet an diesem Ort ein so großes Krankenhaus entstanden ist. Um diese Frage zu beantworten, soll hier die 160jährige Geschichte der Lüdenscheider Krankenhäuser dargestellt werden.



Abb. 1: Das Klinikum Hellersen heute mit den Stadtteilen Hellersen-Süd und Bierbaum im Hintergrund. Zu erkennen sind im Vordergrund die ursprünglich als Kasernen genutzten Gebäude, in denen sich später das Wehrmachtlazarett und danach das Kreiskrankenhaus befanden.

Die Luisenstiftung

In der Mitte des 19. Jahrhunderts lag Lüdenscheid im ländlichen Süden der preußischen Provinz Westfalen. Die kleine Stadt hatte etwa 5.100 Einwohner und war noch nicht an das Eisenbahnnetz angeschlossen. Dennoch gab es schon einige namhafte Industrie- und Gewerbebetriebe.

Am 6. November 1858 beschrieb die in Hamm erscheinende „Westfälische Zeitung“ Lüdenscheid folgendermaßen: „Unter den vielen von Betriebsamkeit ausgezeichneten Orten unserer gewerbereichen Gegend nimmt die Stadt Lüdenscheid eine besonders bemerkenswerte Stellung ein. Die Bewohner haben die Ungunst der örtlichen Verhältnisse durch einen hohen Grad an Fleiß, Ausdauer und Geschicklichkeit, durch gewerbliche und hauswirtschaftliche Sparsamkeit, durch ebensoviel Geschäftsgewandtheit wie ehrenhafte Gediegenheit zu überwinden gewußt.“¹

Dieses Lob der Zeitung hat sich Lüdenscheid auch durch seine bemerkenswerten sozialen Einrichtungen verdient. So gab es seit 1828 den „Lüdenscheider Unterstützungsverein für Krankheits-, Invaliditäts- und Sterbefälle“², also einen Vorläufer der Betriebskrankenkassen. Im Jahre 1853 wurde zudem die „Lüdenscheider Baugesellschaft“³ gegründet. Damit war Lüdenscheid nach Berlin die zweite Stadt in Deutschland, die auf diese Weise Wohnraum für Arbeiter schuf. Auch was die Bildung der Bürger anging, war Lüdenscheid Vorreiter. Lange bevor die allgemeine Schulpflicht eingeführt wurde, hatte man hier schon eine gewerbliche Fortbildungsschule (1850) und eine Volksbibliothek (1856).⁴ Vorbildlich war auch die Kooperation zwischen der Stadtverwaltung und den örtlichen Fabrikanten. Als beispielsweise im Winter 1856 die Lebenshaltungskosten in die Höhe schnellten, wodurch die Menschen Not litten, verschenkte die Firma F. W. Aßmann Söhne zu Weihnachten Kohlen an die Arbeiter und gewährte ihnen zinslose Kredite, damit sie davon Kartoffeln kaufen konnten, die zuvor die Stadt günstig importiert hatte, in den städtischen Magazinen einlagerte und den Bürgern zum Selbstkostenpreis überließ. Das einzige moderne Sozialprojekt, das der Stadt noch fehlte, war ein Krankenhaus. Kranke gab es damals genug. Und man machte sich auch durchaus Gedanken, wie man mit ihnen umgehen sollte. So schrieb im Juli 1858 die städtische „Armenkommission“: „Bei den im letzten Jahr aufgetretenen Fällen ansteckender Krankheiten stellt sich das Bedürfnis eines Kranken- und Pflegehauses wieder stärker ins Licht [...]“⁵. Allerdings war auch damals schon das Geld in den öffentlichen Kassen knapp, sodass die kleine Stadt den Bau eines Krankenhauses unmöglich allein stemmen konnte. Eine günstige Fügung war also vonnöten. Und die kam in diesen Tagen tatsächlich auf die Stadt zu.

Frau Justizrätin Louise Kerksig wurde 1788 in Lüdenscheid geboren. Sie war verheiratet mit Johann Peter Theodor Kerksig, der bis 1814, während der napoleonischen Besatzungszeit, Bürgermeister (Maire) der Stadt war. Sie gründete und leitete hier unter anderem den Frauenverein, der eine soziale Institution in Lüdenscheid war und praktische Hilfe für Arme und Bedürftige leistete. Louise sorgte sich also zeitlebens um die Notleidenden in ihrer Heimatstadt. Als sie im Jahre 1842 auf ihren Alterswohnsitz nach Hagen zog, besaß sie noch

¹ Zitiert nach Otto Budde: 100 Jahre Städtisches Krankenhaus, Lüdenscheid 1960, S. 8 f. – Die meisten Informationen in diesem Text stammen aus Veröffentlichungen der Krankenhäuser. Hauptsächlich habe ich mein Wissen über die Zeit von 1859 bis 1960 aus dieser Festschrift, die das Hauptamt der Stadtverwaltung Lüdenscheid veröffentlicht hat. Weiterhin beziehe ich mich auf die Publikationen „Bericht zum 10-jährigen Bestehen des Unternehmens“ vom Dezember 1984, herausgegeben von der Krankenhäuser des Märkischen Kreises GmbH, und außerdem auf die Broschüre „Kreiskrankenhaus Lüdenscheid-Hellersen: Für die Zukunft geplant“ aus dem Jahre 1986 und die Broschüre „30 Jahre Märkische Kliniken GmbH“ vom Juli 2006.

² Vgl. Günter Deitenbeck: Geschichte der Stadt Lüdenscheid 1813 – 1914, Lüdenscheid 1985, S. 26 und 109. – Der Verein wurde 1843 als gemeinnützig anerkannt.

³ Ebd., S. 109.

⁴ Ebd., S. 121.

⁵ Zitiert nach Budde: 100 Jahre, S. 10.

einige Grundstücke in Lüdenscheid, für die sie keine Verwendung hatte. Und so entschied sie, als sie im Jahre 1857 ihren Nachlass regelte, diese Grundstücke und zusätzlich eine beträchtliche Geldsumme ihrer alten Heimatstadt Lüdenscheid zu hinterlassen, damit davon der Bau eines Krankenhauses finanziert werden konnte. Als sie im folgenden Jahr in Lüdenscheid war, um mal wieder ihre alten Bekannten zu besuchen, traf sie dort auch den Bürgermeister Heinrich Nottebohm. Man plauderte über die alten Zeiten und wohl auch über die Zukunft. Denn im Lauf dieses Gesprächs erzählte Louise von ihrem Vermächtnis zugunsten der Stadt.

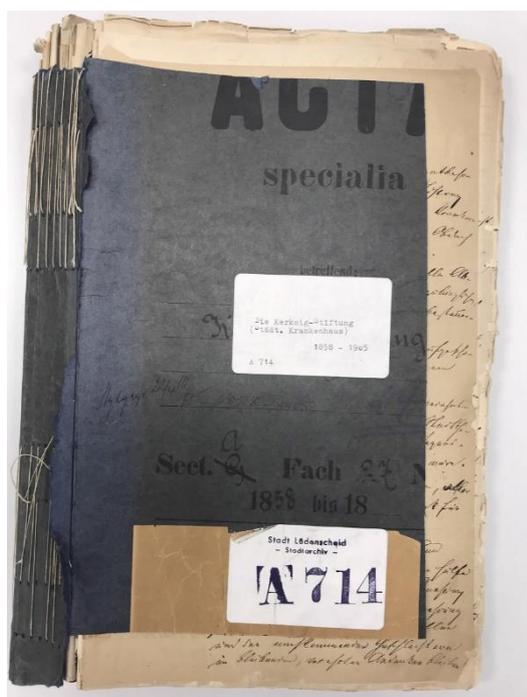


Abb. 2: Die Unterlagen über die Luisenstiftung im Stadtarchiv Lüdenscheid

Bürgermeister Nottebohm war sofort hellauf begeistert. Seine Stadt würde endlich ein Krankenhaus bekommen. Nun wollte er aber – er war nämlich bekannt als Mann rascher Entschlüsse – auf keinen Fall auf das Ableben von Frau Kerksig warten. Seine Stadt brauchte das Krankenhaus sofort! Und so überredete er die alte Dame – es war der 21. Juni 1858 – ohne weitere Umschweife mit ihm zum Königlichen Kreisgericht am Staberg zu gehen, um dort einen Vertrag beurkunden zu lassen. Darin präzisierte Louise die Bedingungen, unter denen sie der Stadt ihr Geld zukommen lassen wollte. Die wesentlichste war, dass die Verwaltung der inneren Angelegenheiten des Krankenhauses nur Personen mit evangelischer Konfession anvertraut werden dürfe.⁶

Louises Stiftung hatte einen Gesamtwert von etwa 15.000 Talern. Um 1850 herum konnte eine Familie mit drei Kindern ein Jahr lang gut von 175 Talern leben. Die Luisenstiftung von 15.000 Talern war also nach heutigem Wert ein Millionenbetrag.

Nachdem der Vertrag beim Königlichen Kreisgericht unterschrieben worden war, ließ Nottebohm vor Freude die Glocken der Erlöserkirche⁷ läuten, um den Bürgern die gute Nachricht kundzutun, dass Lüdenscheid ein Krankenhaus bekommen würde. Er berichtete dem städtischen Magistrat, der daraufhin im „Lüdenscheider Wochenblatt“ vermelden ließ, dass die Stadt „eine hochherzige Schenkung dankerfüllt gegen die Geberin“ angenommen hat, von der eine „Krankenanstalt“ errichtet werden soll. Bis dafür der richtige Ort gefunden sei, sollte ein behelfsmäßiges Krankenhaus in einem alten Schulgebäude eingerichtet werden. Dies befand sich in einer Straße hinter der Kirche, die zu Ehren der Spenderin in „Luisenstraße“ umbenannt wurde, wie sie noch heute heißt. Da man für dieses behelfsmäßige Krankenhaus eine Inneneinrichtung benötigte, rief der Magistrat in diesem Artikel die Lüdenscheider Bürger zu „freiwilligen Beiträgen“ auf. Tatsächlich kamen die Bürger – darunter sicher auch einige reiche Gewerbetreibende – dieser Aufforderung in vorbildlicher Weise nach und spendeten innerhalb

⁶ Lüdenscheider Wochenblatt, 12.2.1859. Vgl. auch Deitenbeck: Geschichte, S. 111 f.

⁷ Die hieß allerdings damals noch Stadtkirche. Die Umbenennung erfolgte erst 1902 (ebd., S. 35).

weniger Tage insgesamt 2.600 Taler sowie Leinen- und Bettzeug sowie andere nützliche Dinge. Am 12. September fand außerdem in der heutigen Erlöserkirche ein Benefiz-Konzert der Gesangsvereine aus Lüdenscheid und Breckerfeld für die Bevölkerung statt. Man gab das Oratorium „Die letzten Dinge“ von Ludwig Spohr. Das Eintrittsgeld wurde zugunsten des neuen Krankenhauses gespendet. Dabei kam ein Erlös von mehr als 80 Talern zustande.⁸ Die Lüdenscheider waren also überaus spendabel und unterstützten ihr neues Krankenhaus von Anfang an.

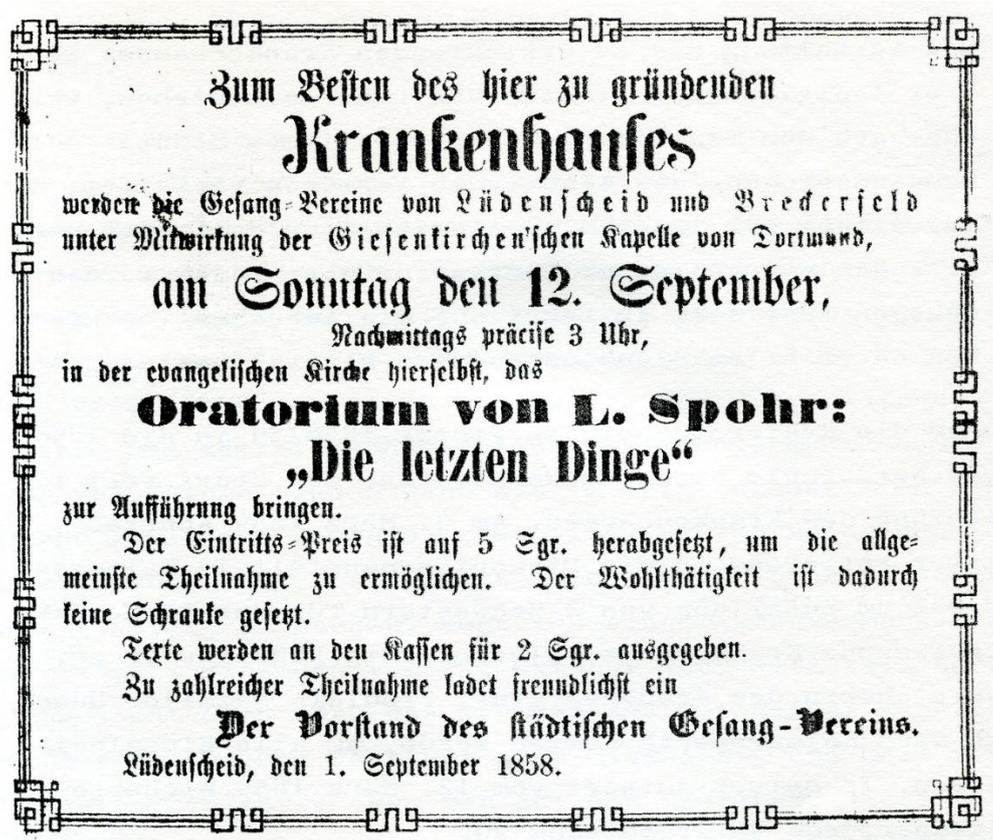


Abb. 3: Anzeige im „Lüdenscheider Wochenblatt“ vom 2. September 1858

Das erste Krankenhaus

Das leere Schulgebäude in der Luisenstraße musste im Verlauf des kommenden Jahres in ein Krankenhaus umgebaut werden. Aber eigentlich wusste niemand in Lüdenscheid genau, wie so ein Krankenhaus funktioniert. Außerdem musste Personal angeworben werden. Es gab also bis zur Eröffnung noch viel zu tun. Deshalb suchte Bürgermeister Nottebohm eine kompetente Person, der er diese Aufgaben übertragen konnte und die auch noch der Bedingung von Luise Kerksig entsprach. Seine Wahl fiel schließlich auf Fräulein Mathilde Hueck. Sie entstammte einer angesehenen protestantischen Unternehmerfamilie. Ihr Bruder Eduard Hueck war Mitgründer des gleichnamigen Unternehmens am Loh und außerdem zu dieser Zeit Beigeordneter

⁸ Budde: 100 Jahre, S. 22; Deitenbeck: Geschichte, S. 112.

der Stadt.⁹ Mathilde war die Vorsitzende des Frauenvereins, also die Nachfolgerin von Louise Kerksig in diesem Amt. Sie machte dies so gut, dass sie überall in der Stadt als „Mutter der Armen und Waisen“ bekannt war. Die Kombination aus mildtätiger Fürsorge einerseits und protestantischem Unternehmerfleiß andererseits machte Mathilde zur idealen Krankenhausbeauftragten.



Abb. 4: Mathilde Hueck
(1817 – 1896)

Nachdem sie vom Bürgermeister beauftragt wurde, unternahm Mathilde zusammen mit ihrem Bruder Eduard eine Reise nach Altena, weil dort bereits ein Krankenhaus betrieben wurde.¹⁰ Man erhoffte sich wertvolle Hinweise von diesem Besuch. Und so machte man sich im Sommer 1859 mit der Postkutsche auf den beschwerlichen Weg über die Berge. Zweieinhalb Stunden brauchte die Kutsche für den Hinweg und weitere drei für den Rückweg. Die Zeit war aber gut investiert, denn in Altena erfuhren die beiden, wie ein Krankenhaus zu dieser Zeit betrieben wurde. Röntgenstrahlen, moderne Laboruntersuchungen oder andere Diagnosemethoden für innere Krankheiten gab es noch nicht. Auch die Möglichkeiten der Chirurgie waren noch sehr beschränkt. Die Ursachen der Infektionskrankheiten waren komplett unbekannt. Eine wirksame Behandlungsmöglichkeit gab es dafür nicht. Eine medizinische Diagnostik und Therapie, wie wir sie heute für selbstverständlich halten, war also damals noch nicht

möglich. Und wenn es für eine Erkrankung ausnahmsweise doch eine Therapiemöglichkeit gab, dann wurde sie nicht im Krankenhaus praktiziert. Stattdessen riefen wohlhabende Bürger nach einem Arzt, der die Behandlung in der Wohnung des Patienten durchführte. Krankenhäuser waren also weniger für Medizin zuständig, sondern vor allem zur Pflege und Betreuung von Schwerkranken und Sterbenden.

Das Altenaer Krankenhaus besaß eine eigene Kuh, die für die Versorgung der Patienten recht hilfreich war. Krankenschwestern gab es damals noch nicht. Die Pflegekräfte in Krankenhäusern bekamen ihre Ausbildung an kirchlichen Instituten – sogenannten Diakonie-Anstalten. Sie waren fromme Ordensschwestern, die ihr Leben der christlichen Nächstenliebe gewidmet hatten, und wurden Diakonissen genannt. Neben zwei Diakonissen arbeiteten ein Knecht und eine Magd am Altenaer Krankenhaus. Ärzte waren hier nicht beschäftigt. Wenn gelegentlich doch ein Arzt benötigt wurde, halfen die örtlichen Ärzte dem Krankenhaus

⁹ Vgl. Hartmut Waldminghaus: Dr. Otto Hueck (1888 – 1985). Missionsarzt in China und Indonesien, in: Reidemeister, Nr. 189, 25.1.2012, S. 1593-1604, hier 1594. – Die Ehefrau von Eduard hieß ebenfalls Mathilde. Sie lebte von 1832 bis 1902 und war eine geborene Winkhaus. Bei der in diesem Text beschriebenen Mathilde Hueck (1817 – 1896) handelt es sich aber um Eduards ältere Schwester, die zeitlebens unverheiratet blieb und deshalb Fräulein Hueck genannt wurde.

¹⁰ Das Krankenhaus in Altena wurde vom Johanniterorden von 1856 bis 1906 auf der Burg Altena betrieben. Im Jahre 1857 wurde im „Lüdenscheider Wochenblatt“ darüber berichtet. Auf diese Weise erfuhr Mathilde Hueck davon.

ehrenamtlich. Mit ihren Privatpraxen verdienten die Ärzte genug, sodass sie sich das leisten konnten. Der Pflegesatz des Krankenhauses betrug pro Tag 10 Silbergroschen. Krätze Kranke mussten in Altena 4 Silbergroschen Zuschlag bezahlen.

Zurück in Lüdenscheid berichteten Mathilde und Eduard Hueck dem Bürgermeister über ihre neuen Erfahrungen. Als erstes musste man Diakonissen anwerben. Eine der bedeutendsten Diakonie-Anstalten, die Pflegekräfte ausbildete, gab es im rheinischen Kaiserswerth. Dort bat Bürgermeister Nottebohm ganz offiziell um Zuweisung von zwei Diakonissen nach Lüdenscheid. Tatsächlich kamen diese beiden Frauen am 15.

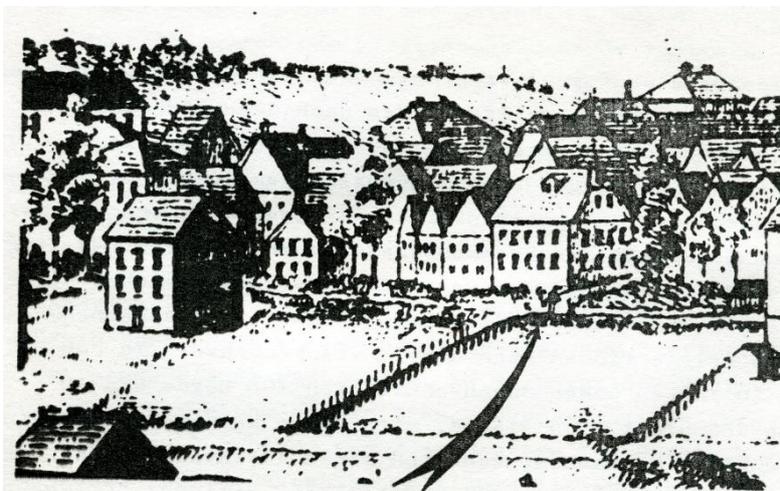


Abb. 5: Ein authentisches Bild des ersten Lüdenscheider Krankenhauses in der Luisenstraße gibt es nicht. In seiner Festschrift veröffentlichte Otto Budde diese eigene Zeichnung dazu.

Dezember 1859 hier an. Sie bezogen umgehend ihren zukünftigen Wirkungsort in der Luisenstraße 21 und nahmen am Folgetag sogleich den ersten Patienten auf. Am darauffolgenden Tag – also am 17. Dezember 1859 – wurde das Krankenhaus in einem feierlichen Akt seiner Bestimmung übergeben. Das Interesse der Bevölkerung war riesig. Aber aus Platzmangel konnten an dieser Zeremonie nur der Magistrat der Stadt, die Gemeindevorstände sowie weitere Ehrengäste teilnehmen. Auch die drei Ärzte, die in Lüdenscheid praktizierten, waren anwesend. Dies waren die Herren Doktoren Vormann, Gerhardi und Hasenpath.

Das Krankenhaus in der Luisenstraße 21 verfügte über eine Krankenstube für Frauen im Erdgeschoss. Daneben lagen zwei kleine Zimmer für die Diakonissen, eine Waschküche und eine Küche für die Mahlzeiten der Patienten. Im Obergeschoss befanden sich zwei Stuben für männliche Patienten. Ganz oben unter dem Dach gab es noch eine Vorratskammer und ein Behandlungszimmer für Krätze Kranke. In diesen Räumen konnten bis zu 12 Patienten gleichzeitig behandelt werden.

Die Altenaer Pflegegebühren übernahm man in ähnlicher Form auch in Lüdenscheid. Um sich noch besser finanzieren zu können, bot das Krankenhaus eine Dienstbotenversicherung an. Diejenigen Lüdenscheider Haushalte, die Dienstboten beschäftigten, konnten für ein jährliches „Abonnement“ von einem Taler sicherstellen, dass ihre Dienerschaft im Bedarfsfall im Krankenhaus versorgt wurde. In den folgenden Jahren hatten durchschnittlich 108 Mägde und zehn Knechte ein solches Abonnement. Man kann also sagen, dass es in Lüdenscheid mehr als zwanzig Jahre vor den staatlichen Sozialversicherungen Otto von Bismarcks bereits eine privat organisierte Pflegeversicherung gab. Für das Krankenhaus war sie eine wichtige Einnahmequelle, und den Dienstboten und ihren Herrschaften gab sie Sicherheit.



Abb. 6: Dr. Richard Hülsmann
(1825 – 1875)

Während Fräulein Mathilde Hueck sich um die sozialen Belange der Kranken kümmerte, war ihr Bruder Eduard für die Finanzen zuständig. Das Krankenhaus hatte sehr geringe Personalkosten, weil die Diakonissen nur 50 Taler jährlich benötigten und Dr. Vormann ehrenamtlich tätig war.¹¹ Trotzdem kam beim ersten Kassensturz im Januar 1861 heraus, dass das Krankenhaus im ersten Jahr seines Bestehens ein Defizit von etwa 105 Talern gemacht hatte. Das hatte man natürlich anders geplant, und so gab es wieder einen Aufruf im „Lüdenscheider Wochenblatt“ an die Bevölkerung, in dem man um „Viktualien“, also Lebensmittelspenden bat. Dem kamen die Bürger reichlich nach. Im darauffolgenden Jahr rentierte sich das Krankenhaus mit einem Überschuss von 135 Talern und 10 Silbergroschen bereits.

Dr. Vormann kümmerte sich einige Jahre um die Patienten. Später übernahm diese Aufgabe der „Kreisphysikus“, Dr. Richard Hülsmann.¹² Der erkannte bald, dass die räumlichen Bedingungen für einen Krankenhausbetrieb in der Luisenstraße nicht optimal waren. Man hatte keinen Platz, um infektiöse Patienten mit Cholera, Typhus, Pocken und anderem zu isolieren. Vor allem aber waren die sanitären Einrichtungen mangelhaft, was auch daran lag, dass es in der Nähe des Krankenhauses kein Wasser gab. Hülsmann drängte deshalb schon sehr rasch nach der Einweihung auf einen baldigen Umzug des Krankenhauses. Es fehlte aber dafür ein geeignetes Grundstück.

Der Umzug

In der Nacht zum 1. Februar 1869 starb Bürgermeister Nottebohm. Eduard Hueck übernahm ersatzweise seine Amtsgeschäfte. Dazu gehörte auch die Suche nach einem neuen Krankenhausstandort. Dr. Hülsmann war mittlerweile auch Stadtverordneter geworden und wurde nicht müde, auf die prekäre Lage des Krankenhauses in der Luisenstraße hinzuweisen, das ja ursprünglich nur als Provisorium an dieser Stelle geplant war. Es gab aber nach wie vor keinen geeigneten Standort in der Innenstadt für ein neues Krankenhaus. In dieser Situation kam wieder unerwartete Hilfe.

Damals gab es in der Hochstraße eine Wirtschaft, die nach ihrem Betreiber Birk'scher Gasthof genannt wurde. Sie bestand schon seit 1830 und hatte für Lüdenscheid eine große Bedeutung. Hier wurde nämlich im Jahre 1835 die „Concordia“ gegründet. In diesem Verein traf sich die

¹¹ Deitenbeck: Geschichte, S. 112. Mit vollem Namen hieß er Dr. Constanz Vormann der Ältere. Es wurde schon erwähnt in Franz Heinrich Schumacher: Chronik der Stadt- und Landgemeinde Lüdenscheid, Altona 1847, S. 78. Sein Geburtsort war Rueggeberg. Vgl. außerdem Adolph Callisen: Medicinisches Schriftstellerlexikon der jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apotheker und Naturforscher aller gebildeten Völker, Kopenhagen und Altona, 1830 bis 1845, Band 20, S. 252. Hier wird als Geburtsdatum von Dr. Constant [sic!] Vormann aus Rueggeberg in Westfalen der 4. Juni 1804 angegeben.

¹² Er lebte von 1825 bis 1875. Seine Tochter Eugenie heiratete 1885 den ältesten Sohn von Eduard Hueck, der ebenfalls Eduard hieß (Waldminghaus: Dr. Otto Hueck, S. 1594).

feine Gesellschaft von Lüdenscheid zu Bildungsvorträgen, zum Tanztee und zu Kegelspielen. Hier konnten die Fabrikanten der Stadt und ihre Familien soziale Kontakte knüpfen. Dabei führten die Alten manchmal heikle Geschäftsverhandlungen, und die jungen Leute verliebten sich. Die „Concordia“ war also das soziale Netzwerk der Lüdenscheider Oberschicht.¹³ Das wusste natürlich auch der Gastwirt Birk, der deshalb die stolze Pacht von 275 Talern jährlich erhob. Diese Summe war so hoch, dass sie selbst den wohlhabenden Concordia-Gesellschaftern irgendwann zu viel war. Sie bauten schließlich von 1865-69 ein eigenes Haus in der nach der Gesellschaft benannten Concordiastraße¹⁴, und Birk musste nach einer anderen Verwendung für seine Wirtschaft suchen. Er verkaufte die Immobilie schließlich dem Kommerzienrat Wilhelm Turck, der die Metallwarenfabrik P. C. Turck in zweiter Generation leitete. Es ist nicht ganz klar, was der Kommerzienrat mit dem Gasthof vorhatte. Möglicherweise wollte er seine Produktion dahin auslagern, entschied sich dann aber, seine Fabrik an der heutigen Altenaer Straße auszubauen. Für das Grundstück in der Hochstraße hatte er danach keine Verwendung mehr. Deshalb verkaufte er den Gasthof mit seinen vierzig Fremdenzimmern, drei Sälen, drei Küchen, fünf Kellern und Stallungen für sechzehn Pferde sowie Remisen für Wagen und Kutschen an die Stadt, um dort ein neues Krankenhaus einzurichten. Es gab ein Nebengebäude, einen Garten und noch etwas Ackerland. Turck schlug als Kaufpreis 9050 Taler vor, was für ein solches Gebäude ein fairer Preis war.

In dem schönen neuen Gebäude würde man viel mehr Patienten unter besseren Bedingungen behandeln können. Das Nebengebäude war zudem vorzüglich für ein Waisenhaus geeignet, was es bis dahin auch noch nicht in der Stadt gab. Im Magistrat der Stadt war man sich einig, dass diese Gelegenheit ergriffen werden musste, auch deshalb, weil ansonsten Dr. Hülsmann – ein ernster und verschlossener Mann – immer wieder über den schlechten Zustand des bisherigen Krankenhauses klagen würde, was die anderen Magistratsmitglieder mittlerweile ziemlich zermürbte. Im April 1869 beschloss deshalb der Magistrat den Kauf des ehemaligen Birk'schen Gasthofs zu dem Zwecke, dort ein neues Krankenhaus und ein Waisenhaus für Lüdenscheid zu etablieren. Der Kaufpreis sollte teilweise durch den Verkauf des alten Krankenhauses gedeckt, der Restbetrag durch Spenden und Kreditaufnahme bei der Sparkasse aufgebracht werden.

Am 7. Oktober 1869 erfolgte der Umzug von der Luisen- in die Hochstraße. Das alte Krankenhaus wurde zunächst an den Gastwirt Förster verpachtet und später an ihn verkauft. Er betrieb hier eine Zeitlang eine Gastwirtschaft, ließ das alte Haus aber bald abreißen und durch einen Neubau ersetzen.¹⁵ Im Jahre 1927 erwarb dann Albert Kowalski dieses Haus, in dem seine Familie bereits seit 1913 lebte, und betrieb in dem Haus ein recht verrufenes Lokal, die „Silbergrotte“. Nach seinem Tod wurde das Haus 1941 verkauft.¹⁶ Heute befindet sich hier die Altstadtbühne.

¹³ Deitenbeck: Geschichte, S. 62 ff.

¹⁴ Ebd., S. 65. Die Concordiastraße heißt heute Freiherr-vom-Stein-Straße. Das Haus der Gesellschaft „Concordia“ stand dort bis in die 1970er Jahre und musste dann dem neuen Kulturhaus Platz machen.

¹⁵ Deitenbeck: Geschichte, S. 114; Budde: 120 Jahre, S. 32.

¹⁶ Dietmar Simon: Deckname Dobler. Das Leben des Werner Kowalski (1901 – 1943), 2. Aufl., Münster 2009, S. 72 und 236. Vor der Tür des Hauses befinden sich seit 2018 „Stolpersteine“ für Werner Kowalski, seine Frau und seine Tochter.



Abb. 7: Der Birk'sche Gasthof in der Hochstraße (links auf diesem um 1900 entstandenen Bild) entstand im späten 18. Jahrhundert. Von 1869 bis 1899 wurde es als Krankenhaus genutzt, danach unter anderem von verschiedenen Ämtern der Stadt. 1965 wurde das Gebäude abgerissen. 2020 begannen hier die Bauarbeiten für die neue Musikschule der Stadt Lüdenscheid.

Das Krankenhaus in der Hochstraße

Im neuen Krankenhaus konnten dreißig Kranke aufgenommen und behandelt werden. Schon im März 1870 – eine kleinere Pockenepidemie bahnte sich in Lüdenscheid an – waren alle Betten vollständig belegt. Eine dritte Diakonisse aus Kaiserswerth und eine zweite Magd wurden deshalb eingestellt. Mittlerweile war Rudolf Wiesmann der neue Bürgermeister der Stadt, sodass Eduard Hueck nicht mehr zuständig war. Mathilde Hueck kümmerte sich aber weiterhin um das Krankenhaus und besorgte auch das neue Personal.

Um dies alles finanzieren zu können, erhöhte man den Pflegesatz für Auswärtige. Kranke aus Valbert, Meinerzhagen, Kierspe, Halver, Herscheid, Plettenberg und Werdohl mussten fortan zehn Silbergroschen extra pro Tag bezahlen.

Ein Jahr nach dem Bezug des Krankenhauses wurde 1870 auch das Waisenhaus im Nebengebäude in Betrieb genommen. Dazu wurde eine Leiterin eingestellt, die aber nicht gut mit den Diakonissen auskam. Innerhalb kürzester Zeit war es mit der Harmonie unter dem Personal vorbei, und alle Diakonissen quittierten gemeinsam ihren Dienst. Das Zerwürfnis war so tiefgreifend, dass die Kaiserswerther Diakonie den Vertrag mit Lüdenscheid vollständig kündigte. Mathilde Hueck musste also eine andere Anstalt finden, von der man zukünftig Diakonissen beziehen konnte. Zum Glück gab es die Bodelschwingschen Anstalten in Bethel bei Bielefeld, die der Pastor Friedrich von Bodelschwingh gegründet hatte. Die dortige Schwes-

ternschaft Sarepta stellte zukünftig Diakonissen für die Arbeit im Lüdenscheider Krankenhaus ab. Diese Kooperation sollte sehr lange Bestand haben.

Im August 1875 starb der Kreisphysikus Dr. Hülsmann. Er hatte als Mitglied des Magistrats einen großen Anteil am Umzug des Krankenhauses in die Hochstraße. Vor allem aber war er für die ärztliche Betreuung der Krankenhauspatienten zuständig. Dafür suchte man einen Nachfolger und fand ihn schließlich in Person von Dr. med. Constanz Vormann dem Jüngeren.¹⁷ Die Sache hatte aber einen Haken. Dr. Vormann wollte die Ämter nicht mehr ehrenamtlich übernehmen, sondern verlangte eine Bezahlung dafür. Das wollte der Magistrat nicht einsehen, und so verhandelte man fast drei Jahre lang mit ihm, bis man im Jahre 1878 endlich einen Kompromiss fand: Dr. Vormann übernahm die Krankenhausleitung zwar ehrenamtlich, bekam aber dafür insgesamt 500 Mark jährlich für die Besetzung der Armenarztstelle und als Arzt für die Volksschulen. Dies wurde in einem Vertrag geregelt, der die Überschrift „Chefarztvertrag“ trug. Dr. Vormann war also der erste Chefarzt der Lüdenscheider Krankenhäuser. Er behielt diese Position bis 1883 und trat sie dann an Dr. Wilhelm Boecker ab, mit dem ein ähnlicher Vertrag geschlossen wurde.¹⁸

Anfangs freuten sich die Lüdenscheider noch über den vielen Platz und die schönen luftigen Räume im neuen Krankenhaus in der Hochstraße. Als aber in den Folgejahren die Belegung zunahm, brachte dies – wie schon in der Luisenstraße – Probleme mit sich. Vor allem beschwerten sich die Anwohner über die Geruchsbelästigung durch das Krankenhaus. Im Juni 1884 erschien zu diesem Thema sogar ein Leserbrief im „Lüdenscheider Wochenblatt“. Es hieß darin: „Die Abtritte liegen gegenüber der Freitreppe des hiesigen Königlichen Amtsgerichts und verbreiten z. Z. einen keineswegs angenehmen Duft. Wir fragen, wo existiert eine Stadt, die ähnliche Belästigungen für ihre Umgebung durch ihr Krankenhaus verursacht.“¹⁹ Die Lüdenscheider haben also schon immer gerne deftige Leserbriefe zum Zustand ihres Krankenhauses an die Zeitung geschrieben. Und sie hatten mit ihren Beschwerden auch oft recht. Vermutlich war das auch hier so, denn als im Juli 1884 der Pastor Friedrich von Bodelschwingh eine Visite in Lüdenscheid machte und dabei auch das Krankenhaus in Augenschein nahm, schrieb er hinterher, dass „der vorhandene Hufeisenbau den ungehinderten Zugang frischer Luft erschwere“²⁰. Dies wollten die Lüdenscheider Stadtväter nun nicht mehr auf sich sitzen lassen. Im August 1884 wurde das Krankenhaus an die städtische Wasserleitung angeschlossen und Bäder eingerichtet.

Trotzdem war die Nachbarschaft des Krankenhauses weiterhin unzufrieden. Am 29. September 1886 verfassten sechzig Bürger der Stadt eine Bittschrift an den Magistrat, in der sie die

¹⁷ Budde: 120 Jahre, S. 36.

¹⁸ Zu Boecker vgl. Lüdenscheider Porträts I. Zur Sozialgeschichte der Porträtkunst in einer preußischen Industriestadt vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis nach dem Ersten Weltkrieg. Begleitband zur Ausstellung bearbeitet und eingeleitet von Eckhard Trox, Lüdenscheid 1994, S. 59 f. – Dr. Boecker engagierte sich auch in der Lüdenscheider Gesellschaft. So war er von 1888 bis 1930 erster Logenmeister der Freimaurerloge in Lüdenscheid Sein Sohn, der ebenfalls Wilhelm hieß, gründete zusammen mit dem Musikwissenschaftler Konrad Ameln im Jahre 1935 die „Lüdenscheider Musikvereinigung e. V.“, die jährliche Musikfeste in der Stadt veranstaltete. Er war verheiratet mit der Gesangspädagogin Elisabeth Boecker-Ewald.

¹⁹ Zitiert nach Budde: 120 Jahre, S. 40 f.

²⁰ Ebd., S. 41.

Zustände in der Hochstraße folgendermaßen schilderten: „Leute, von denen wir nicht wissen, von wo sie kommen, und welche Krankheit sie mitbringen, Unglückliche von nah und fern, alle suchen Hilfe in unserem Krankenhaus. [...] Wir konstatieren, dass unter jenem Totenhouse, welches, wohl einzig in seiner Art, an einer Straße liegt, die Hunderte von Menschen tagtäglich

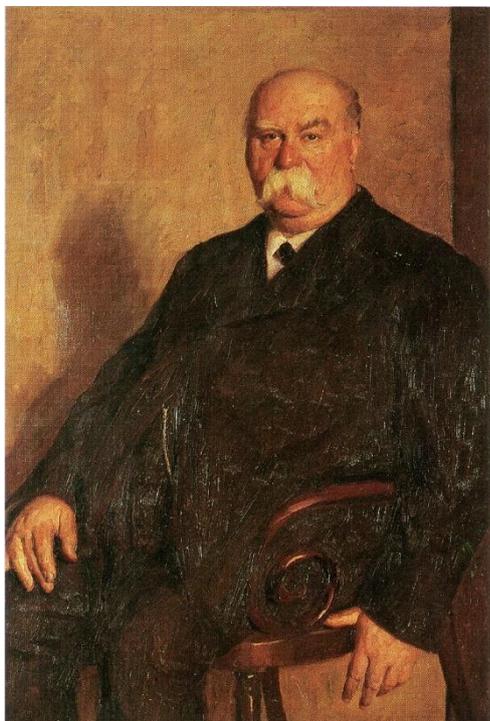


Abb. 8: Sanitätsrat Dr. Wilhelm Boecker (1849 – 1933), Chefarzt des Krankenhauses von 1883 bis 1911, auf einem Gemälde von Fritz Reusing (1912)

passieren, Substanzen herfließen, die von Ausdünstungen ebenso unangenehm sind, als das Aussehen ekelhaft ist. Wir wissen zwar nicht, was das ist, aber das wissen wir, die unheimliche Flüssigkeit fließt über die Straße, wo zahlreiche Kinder sich herumtreiben, zugänglich für jedes Tier. Vor einigen Wochen, während der großen Hitze und auch jetzt noch, sollen an der Hochstraße mehrere Nervenfieberkranke gelegen haben, an einer Straße also von ungeheurem Verkehr, vis a vis einem Haus, wo über 30 Menschen wohnen!“²¹ Diese drastischen Schilderungen gingen noch einige Seiten so weiter.

Wie konnten eigentlich weniger als zwanzig Jahre nach Bezug des neuen Krankenhausgebäudes die Umstände dort derart prekär werden? Der Hauptgrund war wohl das enorme Bevölkerungswachstum. Lüdenscheid hatte im Jahre 1859 noch etwa 5.100 Einwohner, 1875 bereits 8.500 und 1895 sogar schon mehr als 21.000. Innerhalb von einer Generation hatte sich die Bevölkerungszahl also mehr als vervierfacht. Man kann sich vorstellen, dass dies nicht ohne Konflikte ablief. Für das

Krankenhaus war das Bevölkerungswachstum eine ständige Herausforderung. Viele Kranke mussten in Notbetten untergebracht werden. Im Jahre 1886 protestierten nicht nur die Anwohner, sondern auch Chefarzt Dr. Boecker beim Magistrat. Man empfahl der Stadt in wohlformulierten Schreiben, an die Erbauung eines neuen Krankenhauses zu denken.

Das Krankenhaus in der Hochstraße und der Stadtrat

Der Stadtrat hatte den Umzug des alten Krankenhauses von der Luisenstraße in die Hochstraße auf das Drängen von Dr. Hülsmann hin veranlasst, weil die Situation in der Luisenstraße unzumutbar war. Und nun – gerade einmal zwanzig Jahre später – klagte der verantwortliche Arzt an der Hochstraße auch schon wieder über unzumutbare Zustände und empfahl einen weiteren Umzug. Das gefiel den Mitgliedern des Stadtrats natürlich nicht. Notgedrungen beschlossen sie, die missliche Lage des Krankenhauses durch Umbauten und den Zukauf der Nachbargrundstücke zu entschärfen. So erwarb die Stadt im Jahre 1891 nach einer Diphtherie-Epidemie das Nachbargrundstück vom Lüdenscheider Turnverein, um dort ein Desinfektionshaus zu bauen.

²¹ Zitiert nach Joachim Lohmann, Schülerarbeit über „Das Gebäude Hochstraße 17/19 – Altes Krankenhaus“ aus dem Jahre 1952 (Stadtarchiv Lüdenscheid). Vgl. auch Deitenbeck: Geschichte, S. 115.

Außerdem wurde das Waisenhaus an einen anderen Ort ausgelagert und die alte Kegelbahn, die noch vom Birk'schen Gasthof herrührte, in ein weiteres Bettenhaus umgebaut. Das erhöhte die Bettenzahl auf etwa fünfzig. Oft war das Krankenhaus aber dennoch überbelegt. Außerdem konnte Dr. Boecker die Arbeit am Krankenhaus nicht mehr alleine bewältigen. Im Januar 1893 bat er die Stadt, einen Assistenzarzt einzustellen, der ihn entlasten sollte, denn in Spitzenzeiten lagen jetzt mehr als sechzig Patienten im Krankenhaus. Diesem Vorschlag stimmten die Ratsherren zu. Zu einem erneuten Umzug des Krankenhauses konnten sie sich aber nicht entschließen.

In diese Zeit fielen verschiedene neue Entwicklungen in der Medizin. Der Berliner Arzt Robert Koch beschrieb 1876 zunächst die Ursache für den Milzbrand – eine Viehseuche – und später auch für andere Krankheiten wie Cholera und Tuberkulose. Es waren kleine Lebewesen, die man Bakterien nannte. In den Folgejahren wurden verschiedene Wege entdeckt, um die Ausbreitung dieser Bakterien zu vermeiden. Schließlich gab es auch erste Therapieversuche, wie beispielsweise das Koch'sche Tuberkulin zur Behandlung der Tuberkulose. Die Krankenhäuser mussten von Orten der Pflege zu Therapie-Einrichtungen werden. In der Hochstraße war dies aber nicht möglich.

Eine weitere entscheidende Änderung des Gesundheitswesens gab es im Jahre 1883: Die erste Krankenversicherung der Welt trat in Kraft. Otto von Bismarck hatte im gesamten Deutschen Reich eingeführt, dass Arbeiter mit einem Einkommen von weniger als 2000 Mark im Jahr im Krankheitsfall eine medizinische Behandlung bekamen – falls nötig auch im Krankenhaus. Wenn man mehr als 2000 Mark verdiente, schloss man in der Regel eine private Krankenversicherung ab, um ebenfalls im Krankheitsfall abgesichert zu sein. Es gab also seit diesem Jahr viel mehr Menschen, die sich eine Krankenhausbehandlung leisten konnten und sie deshalb auch in Anspruch nahmen. Dementsprechend nahm die Patientenzahl in der Hochstraße weiter zu. Das wussten auch die Stadtverordneten. Es war auch klar, was die Lüdenscheider Bürger wollten: ein neues und größeres Krankenhaus an einem anderen Ort. Dafür spendeten die Lüdenscheider ab 1887 überaus eifrig. Bis zum Jahre 1896 waren bereits 150.000 Mark an Spenden für einen Krankenhausneubau bei der Stadt eingegangen. Das Bauvorhaben war dadurch finanziell abgesichert, noch bevor der Grundstein gelegt wurde. Und die Spender fragten sich, wann wohl endlich die Obrigkeit der Stadt den Bau veranlassen werde.

Das Zögern der Stadtväter hatte aber einen Grund. Es gab in diesen Jahren wegen des gewaltigen Bevölkerungswachstums schon so viele andere Bauprojekte zur Stadtentwicklung, dass für das Krankenhaus einfach keine Zeit blieb. Beispielsweise entstand im Jahre 1880 die Bahnstrecke zwischen Brügge und Lüdenscheid, im Jahre 1881 wurde die neue Mädchenschule gebaut, im Jahre 1883 der städtische Schlachthof und im Jahr darauf die Wasserleitung und die Kluser Schule. Es folgten eine Schmalspurbahn (KAE), ein Pumpwerk, das neue Waisenhaus, eine Turnhalle, die Kanalisation und das Realgymnasium (heute Zeppelin-Gymnasium) am Staberg. Innerhalb von zehn Jahren wurde also in Lüdenscheid alles gebaut, was es damals an moderner städtischer Infrastruktur gab. Dazu kamen natürlich private Baumaßnahmen der Bürger, die ständig neuen Wohnraum brauchten. Lüdenscheid muss zu dieser Zeit eine gigantische Dauerbaustelle gewesen sein. Deshalb schob der Stadtrat den Neubau des Krankenhauses notgedrungen immer weiter vor sich her.

Dr. Boecker versorgte also seine Krankenhauspatienten weiter so gut es eben ging in der Hochstraße. Die Wissenschaft machte derweil weitere Fortschritte. Im November 1895 arbeitete Conrad Röntgen abends in seinem Institut für Experimentalphysik in Würzburg mit einer Glasröhre, die unter Strom gesetzt wurde. In seinem Labor war es an diesem Novemberabend ziemlich dunkel. Aber immer wenn er den Strom an seiner Röhre einschaltete, begann ein weißer Paravent in der Ecke des Raumes geheimnisvoll zu leuchten. Das funktionierte selbst dann, wenn er feste Gegenstände zwischen die Röhre und den Paravent hielt. Röntgen erkannte, dass er eine neue Art von Strahlen entdeckt hat, die selbst feste Dinge durchdringen können.²² Das war damals völlig unbekannt. Nun musste er seine Neuentdeckung der Öffentlichkeit präsentieren, und zwar, wie es in Würzburg üblich war, bei der Sitzung der Physikalisch-Medizinischen-Gesellschaft, deren Vorsitzender der Geheimrat Albert von Kölliker war. Als Röntgen in der nächsten Sitzung der Gesellschaft vor dem Publikum stand, hatte er das Problem, dass er etwas erklären und demonstrieren musste, was man eigentlich nicht sehen, hören, riechen, schmecken oder fühlen konnte. Er musste also befürchten, dass man ihm keinen Glauben schenken würde. Und so bat er Herrn von Kölliker nach vorne zu sich, legte die Hand des Geheimrats auf einen photographischen Film, der in Packpapier eingewickelt war und durchleuchtete sie mit seiner Röhre. Dann entwickelte er den Film und warf das Bild mit einem Projektor an die Wand. So konnte er seinem staunenden Publikum das erste Röntgenbild demonstrieren. Durch dieses Bild, das sehr deutlich die Knochen in der Hand des Geheimrats zeigte, war allen Zuschauern sofort klar, dass die Medizin ab sofort eine sehr mächtige neue Diagnosemethode besaß, die den Ärzten Einblicke in das Körperinnere ermöglichte.

Von Würzburg aus verbreitete sich die Röntgentechnik weltweit in den Krankenhäusern. Auch in Lüdenscheid hörte man davon. Es gab aber ohne ein neues Krankenhaus keinen geeigneten Ort, wo man Röntgens Technologie einsetzen konnte. Am 14. Januar 1896 kam es endlich zu einer Wende. Es fand eine Sitzung der Lüdenscheider Stadtverordnetenversammlung statt, bei der der Stadtverordnete Dr. Winkhaus feststellte: „Keine Stadt hat ein so erbärmliches Krankenhaus wie Lüdenscheid“.²³ Am Ende der Sitzung beschloss man deshalb, dass es einen Neubau geben sollte. Aber leider wusste niemand, wo das neue Krankenhaus entstehen könnte. Es gab nämlich mal wieder kein freies städtisches Grundstück. Dieses Problem änderte sich aber plötzlich und unerwartet.

Zunächst muss aber eine Einordnung des Zitats von Dr. Winkhaus erfolgen. Mit seiner drastischen Aussage, dass keine Stadt so ein „erbärmliches Krankenhaus“ hat wie Lüdenscheid, wollte er natürlich ein Umdenken seiner Stadtverordneten-Kollegen bewirken. Man muss allerdings bedenken, dass die meisten Städte damals gar kein Krankenhaus hatten. Überhaupt waren die hygienischen und sozialen Verhältnisse in Lüdenscheid damals den meisten Städten weit überlegen. So gab es beispielsweise im Jahr 1892 in Hamburg eine verheerende Choleraepidemie mit zehntausenden Todesopfern. Der zur Hilfe gerufene Robert Koch urteilte damals: „Ich habe noch nie solche ungesunden Wohnungen, Pesthöhlen und Brutstätten für jeden Ansteckungskeim angetroffen wie in den sogenannten Gängevierteln, die man mir gezeigt

²² Vgl. hierzu Otto Glasser: W. C. Roentgen and the discovery of the Roentgen rays, in: AJR 25, S. 437-459.

²³ Zitiert nach Deitenbeck: Geschichte, S. 116.

hat [...]“.²⁴ So sah es damals in vielen Städten aus, aber nicht in Lüdenscheid. Im gewissen Sinne war das Lüdenscheid des späten 19. Jahrhunderts eine der gesündesten Städte Preußens. Das war teilweise dem Krankenhaus zu verdanken, lag aber auch am engagierten Bürgertum der Stadt. Hier soll nochmals die Mutter der Armen und Waisen, Fräulein Mathilde Hueck, genannt werden. Dank ihr und den Mitstreiterinnen ihres Frauenvereins, die sich um die Armen kümmerten, gab es in Lüdenscheid keine Hamburger Verhältnisse. Als sie am 26. Juni 1896 in ihrem 80. Lebensjahr starb, benannte man eine Straße nach ihr. Die Mathildenstraße zeugt noch heute von den Leistungen dieser großen Frau.

Die anonyme Spende

Am 27. März 1896 bot ein anonym Spender der Stadt einen Bauplatz im Wert von etwa 40.000 Mark für einen Krankenhausneubau an. Der mysteriöse Gönner überließ der Stadt sogar die Wahl zwischen zwei Standorten: zum einen einem Grundstück an der Staberger Straße oder zum anderen eines an der Philipp- bzw. Hohfuhstraße. Diese Schenkung war an die Bedingung geknüpft, dass die Stadt spätestens im nächsten Frühjahr mit dem Neubau beginnen sollte. Die Auszahlung des Kapitals sollte mit Baubeginn erfolgen.

Als die Stadtverordneten von dieser Schenkung und den Bedingungen erfuhren, waren sie zunächst aufgebracht und fühlten sich überrumpelt. Während Bürgermeister Nottebohm vierzig Jahre zuvor noch die Spende von Louise Kerksig umgehend dingfest gemachte hatte, war die jetzige Obrigkeit nahe dran, das Geschenk abzulehnen. Man argwöhnte, dass der anonyme Spender die Politik der Stadt in seinem Sinne beeinflussen wollte. Das ging vielen Stadtverordneten gegen den Strich, und so kam er zu ungewohnt hitzigen Wortgefechten. An dieser Sitzung nahm auch ein Neuling in der Stadtverordnetenversammlung teil. Es war der Lüdenscheider Fabrikant Carl Steinweg, Alleininhaber der Firma Gerhardi & Co und damit einer der reichsten Bürger der Stadt.²⁵ Er hatte aber offenbar den Kontakt zur Lüdenscheider Bevölkerung nicht verloren. Denn als die Diskussion besonders hitzig wurde, erhob sich Steinweg von seinem Platz und sagte den anderen Stadtverordneten seine Meinung. Vor allem sagte er „daß man es in der Bürgerschaft nicht verstehen würde, und es überhaupt einen sehr schlechten Eindruck machen müsse, wenn an einem Geschenk in dieser Weise herumgenörgelt werde.“²⁶ Dieses Argument zog offenbar. Mit nur einer Gegenstimme nahm der Magistrat die Schenkung schließlich an und entschied sich für das Baugrundstück an der Philipp- bzw. Hohfuhstraße. Carl Steinweg aber wurde aufgrund seines Engagements in die Krankenhauskommission gewählt und blieb

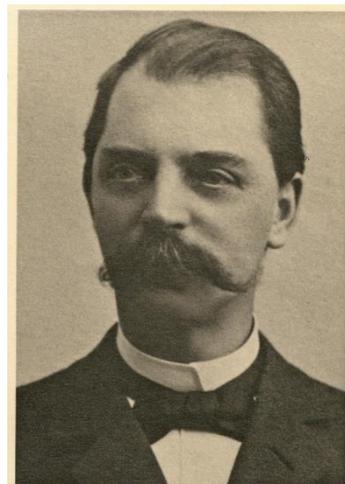


Abb. 9: Carl Steinweg
(1857 – 1939)

²⁴ Hamburger Freie Presse, 26.11.1892.

²⁵ Zu ihm vgl. Hartmut Waldminghaus: Die Familie Josephson in Lüdenscheid, in: Der Reidemeister, Nr. 214, 15.5.2018, S. 1937-1952, hier 1941.

²⁶ Zitiert nach Budde: 100 Jahre, S. 50

jahrzehntlang in dieser Position, wo er die weiteren Geschicke des Krankenhauses maßgeblich beeinflusste.

Später kam übrigens heraus, dass Frau Geheimrat Anna Turck die anonyme Spenderin gewesen war. Zum zweiten Mal – nach Louise Kerksig – hatte also die Spende einer Lüdenscheider Bürgerin einen Krankenhausbau ermöglicht. Und zum zweiten Mal war auch die Familie Turck dabei beteiligt. Anna Turck war die Ehefrau von Julius Turck, der stadtbekannt war, weil er der erste Lüdenscheider war, der ein Auto besaß und damit durch die Stadt fuhr.²⁷

Noch im selben Jahr begann man mit den Planungen. Bisher wurden in der Geschichte der Lüdenscheider Krankenhäuser immer bereits bestehende Gebäude erworben, zum Krankenhaus ernannt und bezogen. Diesmal entstand an der Philippstraße ein Neubau. Dafür waren Stadtbaumeister Otto Jödicke und der Stadtverordnete Carl Steinweg zuständig. Der Bürgermeister von Lüdenscheid war in diesen Tagen Dr. Wilhelm Jockusch. Die Planungen sahen ein Krankenhaus vor, das den höchsten technischen Anforderungen der damaligen Zeit genügte. Leider reichte am Ende das Geld doch nicht für alle Vorhaben aus. Die Dampfkesselanlagen und die elektrische Beleuchtung überstiegen das Budget. Es gab aber beispielsweise schon eine Dampfkochküche und elektrische Waschmaschinen. Nach nur etwas mehr als zwei Jahren Bauzeit stand das beeindruckende Gebäude mit der wilhelminischen Fassade an der Philippstraße. Kurz vor der Eröffnung hatte die Stadt noch die Philippstraße und die Hohfuhstraße ausgebaut, damit das Publikum trockenen Fußes das Spektakel zur Einweihung des Gebäudes erreichen konnte. Nur die Inneneinrichtung des Hauses entsprach noch nicht den Vorstellungen der Bauherren. Und so wandte man sich wieder einmal mit einem Zeitungsaufruf an die Bevölkerung: „Das neuerbaute Städtische Krankenhaus geht seiner Vollendung entgegen. Durch die hochherzigen Gaben vieler Mitbürger ist es möglich gewesen, einen Bau auszuführen, der allen gesundheitlichen Anforderungen entspricht, den örtlichen Verhältnissen genügt und unserer geliebten Vaterstadt würdig ist. Doch bleibt noch viel zu tun übrig. So ist bei vielen Mitbürgerinnen der Gedanke gereift, mit allen Frauen und Jungfrauen Lüdenscheids nach einheitlichen Grundsätzen an der inneren Ausstattung des Hauses mitzuwirken und im Verein mit dem Krankenhausvorstand an alle Lüdenscheiderinnen die herzlichste Bitte zu richten, mitzuhelfen, um unseren Kranken ein wohnliches Heim zu schaffen. – Wohlan denn, Ihr Frauen und Jungfrauen Lüdenscheids! Helfet mit Rat und Tat!“²⁸

Das Krankenhaus in der Philippstraße

Am 9. Juni 1899 war es dann soweit. Das neue Krankenhaus wurde eröffnet.²⁹ Man hatte sich ein Zeremoniell überlegt, das dafür sorgen sollte, dass dieser Tag auf ewig in die Stadtgeschichte eingehe. Als erster trat Stadtbaumeister Jödicke vor dem Portal des neuen Gebäudes auf. Angesichts des staunenden Publikums, bestehend aus der Lüdenscheider Bürgerschaft,

²⁷ Rainer Assmann: Wie wurde man in Lüdenscheid Millionär – oder auch nicht? Ein Beitrag zu 250 Jahren Sozialgeschichte der Lüdenscheider Gewerbetreibenden bis 1914, in: Der Reidemeister, Nr. 198, 7.5.2014, S. 1709-1724, hier 1717.

²⁸ Zitiert nach Budde: 100 Jahre, S. 52 f.

²⁹ Deitenbeck: Geschichte, S. 117.

dem Magistrat, den Stadtverordneten und vielen Ärzten aus Lüdenscheid und dem Kreis Altena sowie dem Landrat und den Spitzen der Behörden, hielt er den Schlüssel für das Gebäude in die Höhe. Aber nicht etwa, um damit die Türe zu öffnen. Stattdessen sagte er die folgenden überlieferten Worte: „Nach zweijähriger Bautätigkeit kann nunmehr dieses Gebäude seiner Bestimmung übergeben werden. Ich übergebe Ihnen, Herr Bürgermeister, den Schlüssel mit dem Wunsche, daß sich der Bau in jeder Hinsicht bewähren möge.“ Sodann reichte er den Schlüssel dem so angesprochenen Bürgermeister Jockusch weiter. Dieser nahm den Schlüssel entgegen, benutzte ihn aber ebenfalls nicht, sondern reichte ihn an den dritten Herrn in der Reihe weiter. Und damit das Publikum dies auch angemessen würdigen möge, tat er es nicht einfach so, sondern sagte: „Indem ich namens der Stadt den Schlüssel und damit das Gebäude selbst in die städtische Verwaltung übernehme, übergebe ich dasselbe Ihnen, Herr Sanitätsrat, als dem berufenen Leiter des Hauses mit dem Wunsche, daß Ihre Arbeit vom reichsten Segen gekrönt sein möge.“ Damit meinte er den Chefarzt Dr. Boecker, dem kurz zuvor vom Kaiser der Titel eines „Sanitätsrats“ verliehen worden war, womit er seitdem angesprochen wurde. Auch er hatte sich präpariert und konnte die Zeremonie würdevoll mit folgenden Worten abschließen: „Und so öffne ich diesen neuen Tempel der Nächstenliebe und bitte den allmächtigen Baumeister, daß er die Arbeit in diesem Haus segnen möge.“³⁰



Abb. 10: Das Städtische Krankenhaus an der Philippstraße bald nach seiner Eröffnung

Es ist nicht überliefert, wie das Publikum auf diese weihevollen Zeremonie reagierte. Vermutlich mit andächtigem Applaus. Auf jeden Fall betrat nun die gesamte Gesellschaft das neue

³⁰ Zitiert nach Budde: 100 Jahre, S. 54 f.

Krankenhaus bzw. den „Tempel der Nächstenliebe“, wie der Sanitätsrat sich ausgedrückt hatte, wandelte zunächst kurz durch die Hallen, um das innenarchitektonische Werk der „Frauen und Jungfrauen“ Lüdenscheids zu würdigen und fand sich schließlich im Andachtsaal wieder. Hier wurde zunächst ein Gebet gesprochen. Anschließend dankte Bürgermeister Jockusch den vielen Spendern. Dabei sagte er unter anderem den Satz: „Wohl selten hat eine Stadt mit so geringem eigenen Aufwand ein solches Krankenhaus errichtet.“³¹ Damit wollte er ausdrücken, dass aufgrund der vielen Spenden aus der Bürgerschaft fast kein öffentliches Geld der Stadt für den Bau erforderlich gewesen war. Die Lüdenscheider Bürger hatten es also aus eigener Kraft ermöglicht, dass eines der modernsten Krankenhäuser der damaligen Zeit in ihrer Stadt errichtet werden konnte.



Abb. 11: Ärzte- und Schwesternschaft nach dem Einzug in das neue Krankenhaus in der Philippsstraße

Das Hauptgebäude mit der bekannten wilhelminischen Fassade war unterkellert, hatte zwei Hauptgeschosse und ein teilweise ausgebautes Dachgeschoss. Hinter dem Gebäude befand sich etwas Ackerland für den Anbau von Kartoffeln und Gemüse. Außerdem gab es Ställe für Hühner und Schweine. Die Feldfrüchte sowie einige Weinvorräte wurden in den Kellern der seitlichen Flügel des Haupthauses gelagert. Hier lag auch die Küche, von der aus die Speisen mit speziellen Aufzügen nach oben auf die Stationen gelangten. Im Keller unter dem Mittelteil des Hauses befanden sich die Heizung, die Waschküche, ebenfalls mit Aufzügen

zu den Stationen, die Warmwasseraufbereitung mit vier Dampfkesseln, außerdem eine Leichenhalle und eine Zelle für „Geisteskranke“. Im Erdgeschoss befand sich die Frauen- und im Obergeschoss die Männerabteilung. Insgesamt konnten 75 Patienten hier behandelt werden. Alle Patientenzimmer hatten Gaslampen und elektrische Klingeln, falls eine Schwester zu Hilfe gerufen werden musste. Es gab einen Operationssaal, ein Labor, ein Bandagenzimmer und eine Röntgenkammer, außerdem Wohn- und Schlafräume für den Portier, die Oberin, die übrigen Schwestern und den Assistenzarzt. Die moderne Medizin war in Lüdenscheid angelangt.

Die Personalzahlen mussten natürlich an die geänderte Situation angepasst werden. Es gab jetzt neun Krankenschwestern, zusätzlich zwei Gemeindefrauen und ab 1902 zwei Assistenzärzte. Der Chefarzt war weiter Sanitätsrat Dr. Wilhelm Boecker. Der Umfang seiner Arbeit im Krankenhaus nahm in den folgenden Jahren ständig zu, sodass die Stadt ihm von Zeit zu Zeit ein höheres Gehalt zusprach. Begann er 1899 noch mit 1.000 Mark jährlich, so wurde dies schon im Jahre 1900 auf 3.000 und im Jahre 1907 auf 4.000 Mark erhöht.

³¹ Ebd., S. 55; Deitenbeck: Geschichte, S. 117.



Abb. 12: Ein Saal mit Betten im Städtischen Krankenhaus an der Philipppstraße auf einer Fotografie von Emil Stille, etwa 1899. Links an der Wand hängen Porträts der deutschen Kaiser.

Die Lüdenscheider waren glücklich mit ihrem Krankenhaus und spendeten weiter große Summen für seinen Ausbau und Erhalt. Die Familien Turck, Gerhardi, Basse und Noelle spendeten allein zusammen 30.000 Mark. Zusätzlich erhielt das Krankenhaus Geld einer Stiftung der Witwe Ritzel. Mit diesen Spenden wurde beispielsweise in der Hohfuhstraße ein Schwesternwohnheim gebaut, das ab 1902 bewohnt wurde.

In diesem Jahr gab es eine Typhusepidemie und damit die erste Bewährungsprobe für das Krankenhaus. Im August 1902 wurden die ersten Fälle behandelt; von da ab gab es täglich mehr Betroffene. Das Krankenhaus konnte die Patienten nicht fassen. Und so wurden im Garten zwei Baracken aufgebaut, in denen man die Erkrankten isolieren konnte. Hier stellte man 75 Betten auf, die teilweise von der Armee geliehen waren. Da die Schwestern mit der Pflege der Patienten heillos überfordert waren, rief man Pastor von Bodelschwingh um Hilfe an. Der schickte sofort einige Diakonissen, die den Lüdenscheider Pflegekräften halfen. Derweil kümmerte sich die Stadtverwaltung um die Ursache der Epidemie. Gerade war die Verse-Talsperre, die heutige Fürwigge-Talsperre, gebaut worden. Man befürchtete, dass dadurch das nach Lüdenscheid geleitete Versewasser verschmutzt worden sei. Schließlich wurde die gesamte Wasserleitung desinfiziert, wonach tatsächlich die Epidemie zum Erliegen kam. Alle Verantwortlichen hatten also vorbildlich reagiert. Dennoch waren in diesen Tagen 238 Lüdenscheider am Typhus erkrankt; 18 starben daran.

Der Chirurg Dr. Struck

In den kommenden Jahren wurde das Krankenhaus innen und außen ständig umgebaut und den modernen medizinischen Bedürfnissen angepasst. Im Februar 1911 entschied die Krankenhauskommission, einen Chirurgen für das Krankenhaus zu suchen. Der Sanitätsrat Boecker sollte – bei gleichen Bezügen – weiter der ärztliche Leiter des Hauses bleiben und für innere Erkrankungen zuständig sein. Daneben sollte eine chirurgische Abteilung mit einem darauf spezialisierten Arzt eingerichtet werden. Der Sanitätsrat war damit nicht einverstanden. Möglicherweise gab es auch Missverständnisse. Jedenfalls kündigte er zum 1. Juli 1911 seine Stelle als Krankenhausarzt. Die Krankenhauskommission suchte also jetzt einen Chirurgen, der das ganze Krankenhaus leiten sollte. Auf diese Stelle bewarb sich der 32-jährige Dr. Otto Struck. Er hatte in Greifswald studiert und anschließend in Posen als Chirurg gearbeitet. In seinen Urlauben hatte er zudem mehrfach an der Berliner Universität hospitiert, um neue Operationsmethoden zu erlernen.

Dr. Struck leitete als Nachfolger von Dr. Boecker das Krankenhaus und führte ganz neue Behandlungsmethoden ein. So wurde beispielsweise im Jahre 1914 die erste Blinddarmoperation in Lüdenscheid durchgeführt. Struck beherrschte sehr viele Operationstechniken. Nur gynäkologische Operationen hatte er nie gelernt. Und so bat er einen jungen Kollegen, Dr. Friedrich Thomä, der in der Humboldtstraße 29 eine kleine frauenärztliche Privatklinik betrieb, ihn dabei zu unterstützen. Dr. Thomä nahm das Angebot an und richtete in der Philippsstraße eine gynäkologisch-geburtshilfliche Abteilung ein.³²

Dr. Struck hatte keine Privatpraxis. Er war also der erste Chefarzt, der ausschließlich am Krankenhaus arbeitete und nur von dieser Arbeit lebte. Das Krankenhaus musste die Gebühren deshalb erhöhen. Darüber verhandelte man mit den Krankenkassen, was letztendlich sehr erfolgreich war. Sie sorgten anschließend dafür, dass ihre Patienten aus dem Umland zu Operationen nach Lüdenscheid geschickt wurden.

Dadurch stieg – wieder einmal – die Zahl der Patienten stark an, und wieder wurde das Krankenhaus schon wenige Jahre nach seiner Eröffnung zu klein. Es war durchschnittlich zu 150 Prozent belegt. Aber es fehlten nicht nur Zimmer für die Patienten, sondern auch zusätzliche Operationsräume für Dr. Struck und eine Isolierabteilung für infektiöse Patienten. Zusammen mit Carl Steinweg sollte der Chefarzt Vorschläge für einen Umbau des Krankenhauses machen. Dabei muss man bedenken, dass Dr. Struck Erfahrungen aus Berlin und anderen Metropolen hatte. Die wollte er natürlich auch in Lüdenscheid verwirklichen und fand in Steinweg einen wichtigen Unterstützer. Die beiden Männer hatten entsprechend hohe Ambitionen und saßen damit ständig dem Stadtbaumeister Jödicke im Nacken.

Hinter dem bisherigen Krankenhaus sollte ein dreigeschossiges Gebäude angebaut werden, das im zweiten Obergeschoss mit dem alten Krankenhaus verbunden war und über modernste Technik verfügte. Die unteren Geschosse konnte man aber nur von der Hinterseite aus betreten. Hier

³² Siehe hierzu die von Friedrich Thomä selbst verfasste Chronik der Familie Thomä unter <https://www.gaebler.info/2013/10/thomae/#friedrich>. Er behielt neben seiner Arbeit im Krankenhaus seine Privatpraxis in der Humboldtstraße 29 noch lange weiter und lebte in dem Haus bis zu seinem Tod am 10. August 1955.

sollte Raum für Infektionspatienten entstehen. Für die erfolgreiche Arbeit des Chirurgen sollte ein zweiter Operationssaal entstehen. Dazu plante man einen weiteren dreigeschossigen Anbau an der Nordseite, wo es neben dem Operationssaal unter anderem weitere Patientenzimmer, eine Station für Kinder und eine Röntgenabteilung geben sollte. Die Verbindung zwischen den Geschossen sollte durch einen elektrischen Aufzug sichergestellt werden, so dass Patienten erstmals liegend von einem Stockwerk in das andere transportiert werden konnten.

Während der Bauphase wurden die Planungen mehrfach geändert – teilweise weil die Stadtverordneten dies so wollten, teilweise weil es sich während des Baus als notwendig erwiesen hatte. Dadurch erhöhten sich die Kosten auf die damals atemberaubende Summe von 465.000 Mark. Am 2. April 1914 fand die Einweihung des neuen Gebäudeteils statt. Pastor von Bodelschwing sprach persönlich das Weihgebet, und Bürgermeister Jockusch erinnerte an die Vorgängerbauten. Hinterher traf man sich zum gemütlichen Teil der Veranstaltung in der „Concordia“.³³



Abb. 13: Operationssaal im Lüdenscheider Krankenhaus um 1925.
In der Mitte Chefarzt Dr. Struck.

Der Erste Weltkrieg und die Nachkriegszeit

Am 28. Juni 1914 begann in Lüdenscheid das Schützenfest, während in Sarajevo Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin von einem Attentäter erschossen wurden. Es folgten die Julikrise und schließlich am 1. August die allgemeine Mobilmachung für den Ersten Weltkrieg. Schon am zweiten Mobilmachungstag kam ein Oberlazarettinspektor nach Lüdenscheid, um hier Lazarette für Kriegsverwundete einzurichten. Der Inspektor schätzte, dass man in den Schützenhallen 185, in der Heilstätte Hellersen 100, im Logenhaus 35, im Waisenhaus 25 und im Krankenhaus weitere 100 Kriegsverletzte unterbringen konnte. Hier konnte auch die Behandlung erfolgen.³⁴

Am 3. August wurde Dr. Struck zum Wehrdienst eingezogen. Als am 25. August dann der erste einer ganzen Reihe von Verwundetentransporten in Lüdenscheid ankam, vertrat ihn Dr. Thomä, der Frauenarzt. Nach sechs Monaten erreichte Bürgermeister Jockusch, dass Struck vom Militärdienst befreit wurde und ebenfalls wieder im Krankenhaus arbeiten konnte. Das war

³³ Budde: 100 Jahre, S. 76.

³⁴ Ebd., S. 79.

auch nötig, denn bis zum Kriegsende im Jahre 1918 kamen immer wieder Verwundeten-transporte, sodass zeitweise mehr als 100 Soldaten im Lüdenscheider Krankenhaus operiert und untergebracht werden mussten. Struck und Thomä waren die verantwortlichen Ärzte. Als Hilfsschwestern meldeten sich junge Mädchen aus dem gesamten Kreis freiwillig, um bei der Betreuung der Soldaten zu helfen.³⁵



Abb. 15: „Sonnige Tage“? Verwundete Soldaten und Lazarettpersonal im Oktober 1914

Um die nötigen Nahrungsmittel zu erzeugen, vergrößerte man einen Stall hinter dem Krankenhaus, wo Hühner und Schweine gehalten wurden. Ziegen und Gänse gab es auch. Die Oberin der Schwestern kümmerte sich höchstpersönlich um die Nahrungsmittelproduktion. Leider konnten die Hühner gar nicht so viele Eier legen, wie man für die hungrigen Patienten brauchte. Und so gab es mal wieder einen kreativen Aufruf an die Bevölkerung. In den Volksschulen des

Kreises forderte man die Kinder auf, Eier in den Unterricht mitzubringen, die dem Krankenhaus gespendet oder günstig verkauft werden sollten. Tatsächlich wurden auf diese Weise Tausende von Eiern aus ländlichen Regionen, insbesondere aus der Stadt Halver gespendet.

So kam das Krankenhaus irgendwie durch den Ersten Weltkrieg. Obwohl Lüdenscheid weit von der Front entfernt war, waren die Auswirkungen des Krieges hier doch spürbar. Vor allem die ständige Nahrungsmittelknappheit und die damit verbundene Unterernährung der Bevölkerung hatten schlimme Folgen. Während vor dem Krieg jährlich dreißig bis vierzig Menschen – mit abnehmender Tendenz – an Tuberkulose starben, erhöhte sich ihre Zahl wieder auf 117 im Kriegsjahr 1918. Man hatte während des Krieges in jeder Ecke und auf jedem Gang Betten aufgestellt, sodass man bis zu 271 Patienten unterbringen konnte, obwohl das Haus eigentlich nur für 180 Patienten ausgelegt war. Natürlich waren die Bedingungen für die Patienten, die auf den Fluren schlafen mussten, miserabel. Man mag sich auch nicht vorstellen, was wohl bei einem Brand passiert wäre.

Nach dem Krieg wurde aus dem Kaiserreich die Weimarer Republik. Die neue Zeit brauchte auch neue Köpfe. Und so legten im April 1919 alle ehrenamtlichen Magistratsmitglieder, darunter auch Carl Steinweg, ihre Ämter nieder, nachdem die große Mehrheit der Stadtverordnetenversammlung unter Verweis auf die geänderten politischen Verhältnisse das

³⁵ Vgl. Dietmar Simon: Die eiserne Zeit. Regionalgeschichtliche Aspekte zur Erfahrung, Wirkung und Überlieferung des Ersten Weltkrieges im südlichen Westfalen, in: Eckard Trox unter Mitarbeit von Ulrich Hermanns (Hrsg.): Preußen und Wir. Wirtschaft, Bürgertum und Alltag im südlichen Westfalen 1800 – 1918, Lüdenscheid 1998, S. 111-131, hier 123 f.

beschlossen hatte.³⁶ Steinweg hatte das Krankenhaus in der Philippstraße seit der denkwürdigen Sitzung der Stadtverordnetenversammlung im Jahre 1896 ganz maßgeblich mitgestaltet. Kurz vor dem Ende seiner Tätigkeit spendete er dem Krankenhaus insgesamt 50.000 Mark für bauliche Verbesserungen und die Umgestaltung der Gartenanlage.³⁷

Aber die Zeiten waren schlecht, und so musste das Krankenhaus bis zum Jahre 1925 so weiter betrieben werden. Erst in diesem Jahr konnte das Dachgeschoss ausgebaut werden, um Platz für vierzig zusätzliche Betten zu schaffen. Das reichte aber natürlich nicht. Nicht nur die Anzahl der Kranken nahm zu; auch die Geburtenrate stieg beträchtlich an. Während vor dem Krieg höchstens vier Kinder pro Jahr im Krankenhaus zur Welt kamen, waren es 1926 schon mehr als hundert. Es hatte sich nämlich bei den Müttern herumgesprochen, dass die hygienischen Verhältnisse im Krankenhaus besser waren als in den meisten damaligen Privathaushalten. Das Krankenhaus brauchte also eine Wöchnerinnenstation. Dazu plante man einen Anbau an der Philippstraße, der dann im Jahre 1930 fertig wurde.



Abb. 16: Die Ärzteschaft des Städtischen Krankenhauses im Jahre 1926. Vorne links Dr. Friedrich Thomä (1881 – 1955), in der Mitte Chefarzt Dr. Otto Struck (1879 – 1938) und vorne rechts Stadtarzt Dr. Hans Müller (1885 – 1930).

Es musste auch neues Personal eingestellt werden. Neben Dr. Struck, dem Chefarzt und Leiter der Chirurgie sowie Dr. Thomä, dem Gynäkologen, arbeitete seit 1922 der Stadtarzt Dr. Hans

³⁶ Lüdenscheider Zeitung, 9.4.1919

³⁷ Budde: 100 Jahre, S. 78.

Müller nebenamtlich als Leiter der Inneren Medizin im Krankenhaus. Auch wurden wesentlich mehr Diakonissen aus Bethel benötigt, als vor dem Umbau. Insgesamt arbeiteten 48 von ihnen im Krankenhaus.

Im Jahre 1928 entdeckte der Engländer Alexander Fleming, dass Schimmelpilze in seinem Labor eine Substanz produzierten, die Bakterien abtöten konnte. Er hatte das Penicillin entdeckt und damit die erste Möglichkeit, bakterielle Infektionen wirkungsvoll zu behandeln. Das veränderte die Medizin komplett. Vor allem konnten die Ärzte auf einmal Krankheiten behandeln, die bis dahin häufig zum Tode führten. Für die neuen Behandlungsmethoden brauchte man wieder mehr Platz im Krankenhaus. Das dehnte sich in den Folgejahren immer weiter zur Hohfuhstraße hin aus. Man kaufte kontinuierlich die angrenzenden Grundstücke auf, um dort anzubauen. Es entstand beispielsweise eine Kinderklinik, eine Isolierstation und 1937 ein Schwesternwohnheim. Offenbar plante man damals schon für einen Krieg, denn unter dem Schwesternwohnheim wurde ein Luftschutzbunker eingerichtet. Die innere Abteilung wuchs auch, sodass Dr. Müller sie nicht mehr neben seiner Arbeit als Stadtarzt leiten konnte. Stattdessen wurde Dr. Wilhelm Hueck 1930 als hauptamtlicher Leiter der Inneren Abteilung gewählt. Gleichzeitig wurde ein Oberarzt eingestellt. Im Jahre 1936 arbeiteten Dr. Struck, Dr. Hueck, Dr. Thomä, Oberarzt Dr. Willms, sechs Assistenzärzte und zwei Medizinalpraktikanten im Krankenhaus.

Das „Dritte Reich“

Im Jahre 1933 – also mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten – änderte sich das politische Klima. Viele Lüdenscheider Bürger, darunter auch der Stadtamtmann Wilhelm Vahlefeld, der ab dieser Zeit die Krankenhausverwaltung leitete, wurden Mitglieder der NSDAP, wenn sie es nicht schon waren. Diese nahmen in den Folgejahren zunehmend Einfluss auch auf das Krankenhaus.

Die Schwestern vom Mutterhaus Sarepta, die seit 1870 durchgehend für die Pflege im Lüdenscheider Krankenhaus gesorgt hatten, kündigten im November 1937 den Vertrag mit der Stadt. Deren Nachfolge übernahm der „Reichsbund der freien Schwestern“, eine Organisation, die der NSDAP direkt unterstand und die ganz offiziell die nationalsozialistische Weltanschauung in die Krankenpflege tragen sollte. Da sich die Verhandlungen mit dieser Organisation etwas hinzogen, trafen erst im Oktober 1938 die „freien Schwestern“ in Lüdenscheid ein. Die Sarepta-Schwestern wurden zuvor feierlich, mit Festreden der Kirchenoberen und unter großer Anteilnahme der Bürger verabschiedet, woraufhin ihre nationalsozialistischen Nachfolgerinnen per „Betriebsappell“ ihren Dienst aufnahmen.

Aber auch in der Ärzteschaft gab es begeisterte Anhänger des neuen Regimes. Vor allem die jungen Assistenzärzte nahmen die politischen Vorgaben der NSDAP sehr genau und denunzierten Abweichler bei der Obrigkeit.³⁸

³⁸ Das ergibt sich aus den Ausführungen Vahlefelds vom 10. Juli 1946, die er dem Fragebogen zu seinem Entnazifizierungsverfahren beifügte. Mitgeteilt von Jutta Ibert, der Enkelin Vahlefelds.

Am 5. Januar 1938 starb Dr. Struck an den Folgen eines Herzinfarkts. Er hatte die Geschicke des Krankenhauses so lange und so klug geleitet, dass sich niemand vorstellen konnte, wie es ohne ihn weiter gehen sollte. Dabei blieb er zeitlebens ein begeisterter Chirurg, der nie aufhörte, neue Operationsverfahren zu erlernen, um sie den Lüdenscheider Patienten zugutekommen zu lassen. Noch im Herbst 1937 nahm er an einem Operationskurs teil, den der Geheimrat Dr. Ferdinand Sauerbruch – der vielleicht berühmteste Chirurg des gesamten 20. Jahrhunderts – an der Charité in Berlin durchführte. Dank Dr. Struck war die Lüdenscheider Medizin also stets auf der damaligen Höhe von medizinischer Wissenschaft und Technik. Sein Nachfolger wurde Professor Dr. Otto Kingreen aus Greifswald. Der wollte allerdings nur die Chirurgie leiten und nicht auch noch als Chefarzt fungieren. So wurde schließlich Dr. Hueck am 1. März 1938 der neue Chefarzt. Es gab sowohl in der Inneren Medizin als auch in der Chirurgie jeweils fünf Assistenzärzte. Manche von ihnen stammten aus Ländern, gegen die Deutschland später Krieg führte.



Abb. 17: Dr. Wilhelm Hueck
(1887 – 1968)

Als der 1939 ausbrach, beanspruchte die Wehrmacht sofort die Hälfte des auf mittlerweile 400 Betten angewachsenen Krankenhauses.³⁹ Man wollte 200 Betten mit Verwundeten belegen und nur 200 für Zivilisten übrig lassen. Niemand wusste, wie das funktionieren sollte, denn schon vor dem Krieg war das Krankenhaus ständig voll belegt gewesen. So musste das Personal ein weiteres Mal



Abb. 18: Dr. Otto Kingreen
(1895 – 1973)

alle Nebenräume und Flure mit Betten bestücken, um die Lage zu bewältigen. Außerdem richtete man Behelfskrankenhäuser in der Stadt ein, beispielsweise in der Jugendherberge am Nattenberg und in der Berufsschule am Raithelplatz. Vor allem aber wurde ein Reservelazarett für Soldaten in den Wehrmachtskasernen in Hellersen eingerichtet. Hier sollten Verletzte aus dem Umland versorgt werden, die Opfer des Bombenkriegs geworden waren. Außerdem überließ das Rote Kreuz dem Krankenhaus in der Philippsstraße 1941 eine Baracke mit sechzehn Betten zur Behandlung von Tuberkulosekranken, die im Hof aufgestellt wurde. Im Jahre 1943 kam eine weitere Baracke mit 30 zusätzlichen Betten dazu.

Kurz nach Kriegsbeginn wurden der leitende Chirurg, Dr. Kingreen, und mit ihm ein Drittel der übrigen Ärzte zum Kriegsdienst einberufen. Dr. Kingreen geriet später in Gefangenschaft und kam erst lange nach Ende des Krieges nach Lüdenscheid zurück.

³⁹ Hierzu und zum Folgenden Wilhelm Vahlefeld: Meine Kriegserlebnisse im 2. Weltkrieg im städt. Krankenhause in Lüdenscheid (unveröff. Manuskript).

Eine besondere Herausforderung des Krieges für das Krankenhaus war die Notwendigkeit der Verdunklung. Das Gebäude hatte etwa 800 Fenster. Und alle mussten mit schwarzer Folie abgeklebt werden und geschlossen bleiben. Das war natürlich nahezu unmöglich. Ständig öffnete jemand ein Fenster, um frische Luft hereinzulassen, woraufhin sofort ein Chor von Lichtausrufern zu hören war. Außerdem hatte das Krankenhaus selbst keinen Luftschutzbunker. So baute man zur Philippstraße und zum Hof hin einen drei Meter hohen Schutzwall, der die Keller des Gebäudes vor Fliegerbomben absichern sollte. Hierhin wollte man im Alarmfall flüchten. Im Keller des Altbaus an der Philippstraße wurde sogar ein Provisorischer Operationsaal eingerichtet. Außerdem wurden die Dächer des Krankenhauses und seiner Nebengebäude mit roten Kreuzen aus leuchtender Ölfarbe bemalt. Das größte hatte eine Länge von 12 Metern und sollte die feindlichen Flieger von Bombenabwürfen abhalten.

Tatsächlich gab es in diesen Tagen häufig Fliegeralarme. In den ersten Kriegsjahren waren die meisten Patienten aber noch fest davon überzeugt, dass Krankenhäuser, die ja unter dem Schutz der Genfer Konvention standen, nicht bombardiert werden würden. So verließen sie ihre Krankenzimmer trotz Fliegeralarm in der Regel nicht. Aber je näher das Kriegsende rückte und je häufiger im Radio von Bombardierungen deutscher Innenstädte berichtet wurde, umso mehr stieg die Zahl derjenigen Patienten, die bei Fliegeralarm in den abgesicherten Kellerräumen des Krankenhauses Schutz suchten. Dort hockten dann Patienten und Krankenhausmitarbeiter häufig stundenlang und dicht an dicht gedrängt nebeneinander bei stickiger Luft und Dunkelheit, bis der Alarm aufgehoben wurde. In der letzten Phase des Krieges gab es praktisch jede Nacht Fliegeralarm, manchmal sogar bis zu viermal. In diesen Tagen sorgte ein Luftschutztrupp, der vom Verwaltungsleiter Vahlefeld angeführt wurde, dafür, dass auch die nicht Gehfähigen in den Keller transportiert wurden.

Am Vormittag des 13. April 1945, einem Freitag, erreichten die Amerikaner Lüdenscheid. Die amerikanische Infanterie zog über die Talstraße stadteinwärts, während die Artillerie hinter Schloss Neuenhof stand und ihren Soldaten Feuerschutz gab. Dazu schossen sie in die Stadt hinein und trafen auch das Nebengebäude des Krankenhauses. Der für das Krankenhaus zuständige Dezernent, Hugo Demmer, war gerade in der Philippstraße und sah dort, wie die ersten Artillerieschüsse einschlugen.⁴⁰ Er konnte in der Situation aber nicht helfen, weil er um 10 Uhr im Rathaus an der Wilhelmstraße erwartet wurde. Der NSDAP-Bürgermeister Otto Hagedorn hatte das Rathaus verlassen, um – wie er sagte – sich einen Überblick zu schaffen. In Wirklichkeit war er auf der Flucht vor den Amerikanern. Demmer war also zu diesem Zeitpunkt der ranghöchste Verwaltungsbeamte und riet seinen Mitarbeitern, angesichts der Gefechtslage das Rathaus zu verlassen und zu ihren Familien zu gehen. Aber sicher ging es bei der Besprechung auch um den Beschuss des Krankenhauses, den Demmer soeben aus nächster Nähe mitbekommen hatte.

Bei der Besprechung war auch Wilhelm Vahlefeld anwesend, der anschließend das Rathaus verließ und sogleich in einem Luftschutzkeller Deckung vor dem Artilleriefeuer suchen musste. Vahlefeld ging nicht zu seiner Familie, wie Demmer ihm geraten hatte, sondern suchte zuerst das Krankenhaus auf, für das er sich zuständig fühlte. Als er in der Philippstraße ankam, sah er

⁴⁰ Dietmar Simon: April 45. Das Ende des Zweiten Weltkrieges in Lüdenscheid, Lüdenscheid 2005, S. 70 und 143.

Brandherde auf dem Flachdach des Nebengebäudes. Ein Lazarettssoldat, der seine Stellung trotz des Beschusses nicht verlassen wollte, war ums Leben gekommen. Die Patienten und die Mitarbeiter des Krankenhauses hatten sich aber im Luftschutzkeller in Sicherheit bringen können. Die Amerikaner hatten mit dem Beschuss aufgehört, und Vahlefeld forderte einen Löschtrupp an, rechnete aber nicht damit, dass dieser bald eintreffen würde, weil die Feuerwehr vermutlich anderenorts in der Stadt im Einsatz war. So ermutigte er einige Männer, mit ihm zusammen die Flammen zu löschen. Als sie auf dem Dach waren, eröffneten allerdings die Amerikaner erneut das Feuer, sodass die Männer das Dach eilig verlassen mussten. Einer von ihnen starb sogar bei dem Beschuss. Erst als die Artillerie auch ihre zweite Angriffsserie beendete, konnten die Männer wieder aufs Dach. Mittelweile hatte das Feuer aber hier schon einen solchen Umfang erreicht, dass sie es nicht mehr löschen konnten. Immerhin gelang es, ein Übergreifen der Flammen auf das Hauptgebäude zu verhindern.

Warum die Amerikaner das Krankenhaus bombardierten, obwohl es doch mit den großen roten Kreuzen als Sanitätseinrichtung gekennzeichnet war, ist nicht klar. Ein Grund könnte eine deutsche Granatwerferabteilung sein, die sich unterhalb des Krankenhauses Richtung Talstraße in Stellung gebracht hatte. Möglicherweise waren die Granatwerfer also das eigentliche Ziel der Amerikaner, und das Krankenhaus wurde nur versehentlich getroffen. Allerdings gibt Vahlefeld in seinen Kriegserinnerungen eine andere Erklärung: Im Krankenhaus waren auch mehrere ausländische Ärzte beschäftigt; darunter ein französischer Assistenzarzt namens Dr. Farault, der ein amerikanischer Spion gewesen sein soll. Farault habe den Amerikanern berichtet, dass im Krankenhausgebäude ein Militärsender untergebracht sei. Am Tag nach dem Beschuss wurde das klar. Farault und ein amerikanischer Offizier drangen nämlich in Vahlefelds Büro vor, um den Sender zu inspizieren. Es stellte sich allerdings heraus, dass dort nur ein harmloser Volksempfänger stand, mit dem sich die Krankenhausverwaltung über die Lage des Krieges informiert hatte. Dr. Farault war also kein sehr guter Spion gewesen, der zur Aufklärung beitrug, sondern stiftete nur Verwirrung. Später unternahm er sogar zusammen mit seinem belgischen Assistenzarztkollegen Dr. Clerx einen Versuch, die Kontrolle über das Krankenhaus zu übernehmen. Die beiden Männer suchten – nach Vahlefelds Bericht im Anschluss an ein Zechgelage – Dr. Hueck auf und erklärten ihm, dass er als Chefarzt abgesetzt sei und dass die beiden Assistenzärzte die Krankenhausleitung übernehmen würden. Dieser Handstreich war allerdings mit niemandem abgestimmt. Letztlich blieb das auch deswegen wirkungslos, und Dr. Hueck blieb im Amt.

Durch die Artillerieschäden konnte das Krankenhaus danach 140 Betten im Nebengebäude und im Isolierhaus nicht belegen. Alle Handwerker der Stadt halfen bei der Beseitigung der Schäden, und auch die Lüdenscheider Unternehmen steuerten Arbeiter für den Wiederaufbau bei. Die Krankenhausmitarbeiter spendeten einen Monatsverdienst, um Baumaterialien für ihr Krankenhaus besorgen zu können. Die waren allerdings zu dieser Zeit knapp. So konnten zwar ab September 1945 alle Betten wieder belegt werden. Alle Kriegsschäden konnten aber erst endgültig beseitigt werden, nachdem die Wirtschaft durch die Währungsreform wieder in Gang gekommen war.

Das Kreiskrankenhaus in Hellersen

Es gab zu dieser Zeit noch das Reservelazarett in den Kasernen in Hellersen. Dies wuchs sogar direkt nach Kriegsende stark an, weil die Militärregierung alle anderen medizinischen Einrichtungen im gesamten Kreis auflöste und die Patienten nach Hellersen brachte. So kamen zu den dort behandelten chirurgischen, orthopädischen und urologischen Patienten noch weitere hinzu, die wegen Hals-Nasen-Ohren- oder Nervenerkrankungen bzw. internistischen Krankheiten behandelt wurden. Außerdem verlegte das Militär die Pathologie und eine bakteriologische Untersuchungsstelle nach Hellersen. Nachdem die Kasernen dadurch schon fast überfüllt waren, wurde noch eine Augen-Fachabteilung von Altena nach Hellersen verlegt. Die Situation hier war jetzt so wie in der Philippstraße: Die Patienten lagen in allen Winkeln und Fluren, vom Keller bis zu den Dachböden.



Abb. 18: Das Kreiskrankenhaus in Hellersen um 1965, entstanden aus der Markgraf-Karl-Kaserne

Ende 1945 gab die Militärregierung ihre Befugnisse an den Kreis Altena ab. Dazu gehörte auch das Militärlazarett in Hellersen. Der Kreis Altena musste jetzt entscheiden, was daraus werden sollte. Einerseits war der Krieg zu Ende, so dass ein Militärlazarett zur Behandlung von Verwundeten nicht mehr nötig war. Andererseits war der Bedarf für Krankenhausbetten sehr hoch. Grund waren auch die Vertreibungen aus den ehemaligen Ostgebieten. Die Vertriebenen mussten irgendwo untergebracht werden, und da in Lüdenscheid und Umgebung die meisten Wohnhäuser intakt geblieben waren, kamen die Menschen eben hierhin. Viele von ihnen waren aber durch die Strapazen der Flucht in sehr schlechtem Gesundheitszustand und mussten in einem Krankenhaus behandelt werden. Deshalb entschied der Kreis Altena, das ehemalige Reservelazarett in Hellersen als Kreiskrankenhaus weiter zu betreiben. Dazu richtete man hier sogar zu

diesem Zweck im März 1946 noch eine Frauenklinik ein. Innerhalb weniger Monate hatte sich also das kleine Reservelazarett der Wehrmacht in Hellersen zu einem Krankenhaus mit etwa 500 Betten entwickelt. Damit war er jetzt genauso groß wie das städtische Krankenhaus in der Philippstraße, das für diese Entwicklung aber mehr als 80 Jahre gebraucht hatte.



Abb. 19: Ansichtskarte des Krankenhauses für Sportverletzte in Hellersen, um 1960

Der Leiter der Chirurgie in Hellersen, Dr. Wilhelm Dunkel, hatte ein Steckpferd: die Behandlung von Verletzungen. Seitdem es keine akuten Kriegsverletzungen mehr gab, kümmerte er sich vermehrt um Sportunfälle. Und das machte er so gut, dass sein Ruf bald bei Sportlern im ganzen Land bekannt war. Immer mehr Sportverletzte kamen in das Haus IV des Kreiskrankenhauses, um sich dort von Dr. Dunkel behandeln zu lassen. Am 3. Juli 1946 bekam diese Abteilung den Namen „Sporthilfstätte Hellersen“, gehörte aber noch zum Kreiskrankenhaus. Am 16. November 1947 gründete der Landessportbund NRW die Sporthilfe e.V., die sich speziell um Sportverletzte kümmern sollte. Da lag es natürlich nahe, diesem Verein die Verantwortung für die Sporthilfstätte zu übertragen. Die Sportverletzten wurden also fortan offiziell nicht mehr im Kreiskrankenhaus behandelt, sondern in einer eigenständigen Einrichtung, die aber noch am gleichen Ort – dem Haus IV des Kreisklinikums – gelegen war. Natürlich reichte der Platz dort bald nicht mehr aus, und die Sporthilfe baute für ihre Patienten einen eigenen Bau, zumal man sich auch von der einstigen Mutter, dem Kreiskrankenhaus, emanzipieren wollte. Auf der anderen Straßenseite der Paulmannshöher Straße fand man bald einen Bauplatz, der am 29. Mai 1970 bezogen werden konnte. So kam es, dass neben dem Kreis Altena und der Stadt Lüdenscheid auch die Sporthilfe des Landessportbundes ein Krankenhaus in Lüdenscheid betrieb.

Die Zeit nach dem Krieg

In den Lüdenscheider Krankenhäusern herrschte nach dem Krieg eine große Personalnot. Vor allem fehlten Ärzte, denn das war ja ein typischer Männerberuf. Und viele Männer waren im Krieg gefallen oder – darunter auch Professor Kingreen – noch in Kriegsgefangenschaft. Dafür gab es Vertriebene, die von auswärts kamen, dort ihre Heimat und teilweise auch ihre Familien verloren hatten und von den Behörden in Lüdenscheid angesiedelt wurden. Die Ärzte unter ihnen bekamen sofort eine Anstellung im Krankenhaus. Der Monatslohn lag aber nur bei 200 Mark, und die Verträge wurden nur befristet geschlossen.

Diese zumeist jungen Männer hatten hier keine Verwandten oder Bekannten und mussten erst noch einen Sack Salz mit den eingessenen Lüdenscheidern essen, bevor sie von ihnen akzeptiert wurden. Und so trafen sie sich nach Feierabend meistens untereinander im Personalcasino an der Philippsstraße auf einen Plausch unter Kollegen.

Im Laufe der nächsten Jahre entspannte sich die Personallage für die Ärzte etwas. Unter anderem deshalb, weil Professor Kingreen und einige seiner Kollegen aus der Kriegsgefangenschaft zurückkamen. Es gab immer noch nicht genug zu essen, aber man traf sich weiter im Personalcasino. Und manchmal auch in der Gaststätte Streppel in der Stadt, wenn die Lohntüten ausgegeben wurden. Dann bekam man dort nämlich drei Schnäpse für eine Mark. Chefarzt Dr. Hueck unterstützte seine Mitarbeiter, so gut es ging. Einmal spendete er ihnen sogar ein Huhn. Das musste natürlich irgendwie gerecht unter den hungrigen Ärzten aufgeteilt werden. Und so beschloss man, auf der Kegelbahn der „Concordia“ um das geschenkte Huhn zu kegeln. So ertrug man gemeinsam den Hunger und die Kälte der Nachkriegszeit.⁴¹



Abb. 20: Auf der Kinderstation des Krankenhauses an der Philippsstraße, um 1960

Als wenige Jahre später Deutschland das Wirtschaftswunder erlebte, wurden die Zeiten auch für die Assistenzärzte des Krankenhauses besser. Die Tradition des Kegeln in der „Concordia“ führte man fort. In der Woche, in der es die Lohntüten gab, war es üblich, eine Damenbegleitung mitzubringen. So freundeten die Ärzte sich allmählich mit den Einwohnern von Lüdenscheid an. Einige von ihnen heirateten später hier, gründeten Familien und wurden nach und nach Teil der hiesigen Gesellschaft.

Professor Kingreen löst später Dr. Hueck als Chefarzt des Krankenhauses in der Philippsstraße ab. Währenddessen machte die medizinische Forschung weitere rasante Fortschritte. In den 1950er Jahren überlebte das erste Mal ein Mensch eine Blutvergiftung. Es handelte sich um eine junge Frau, die in Amerika auf einer Intensivstation künstlich beatmet und ernährt wurde, während die Ärzte die Bakterien in

⁴¹ Norbert Lübke: Chronik des Ärztekegelclubs Aeskulap, 1. Band: 1949-1979 (unveröff. Manuskript).

ihrem Blut mit Antibiotika bekämpften. Den Krankenkassen ging es durch die Wirtschaftswunderzeit gut. Und so wurde landesweit der Personalbestand im Gesundheitswesen allgemein stark aufgestockt, um die medizinischen Fortschritte dieser Zeit für die Bevölkerung verfügbar zu machen. Im Lüdenscheider Krankenhaus arbeiteten Ende der 1950er Jahre fünf leitende Ärzte mit Professor Kingreen an der Spitze, vier Oberärzte, vierzehn Assistenzärzte und weitere vier Fachärzte aus der Stadt als Belegärzte. Außerdem zwei Apotheker, 131 Krankenschwestern und 33 Stationshilfen. Insgesamt waren also jetzt schon fast 200 Lüdenscheider im Krankenhaus angestellt.

In den 1960er Jahren ging es mit dem medizinischen Fortschritt weiter. Unter anderem erfolgte die erste Herztransplantation. Das wirklich Besondere an diesem Jahrzehnt war aber die neue Musik. Einige der angesagtesten Bands dieser Zeit traten damals in der Lüdenscheider Schützenhalle auf. Und die Jugend der Stadt hoffte, dass der Stadtjugendpfleger Gottfried „Gotti“ Schumann irgendwann vielleicht auch die Beatles zu einem Auftritt in Lüdenscheid überreden konnte.⁴² Die vier Liverpools lieferten mit ihren unzähligen Hits den Sound der 60er Jahre, inspirierten andere Bands und wurden selbst steinreich durch ihre Musik. Dadurch machte auch ihre Plattenfirma EMI gute Gewinne; sogar so gute, dass sie sich nach einem Abschreibungsprojekt umsah. Die Plattenbosse überlegten in diesen Jahren fieberhaft, wohin sie ihr Geld verschieben konnten, um es vor dem britischen Fiskus in Sicherheit zu bringen. Man könnte junge aufstrebende Wissenschaftler unterstützen. Aber wen? In diesen Tagen kam ein Mann zu EMI, der behauptete, dass er anstelle der üblichen Röntgenbilder, die nur die Knochen und die Lunge richtig gut darstellen konnten, dreidimensionale Bilder des Körpers anfertigen konnte, die alle Organe zeigten. Dieser Mann hieß Godfrey Hounsfield und war Physiker. Seine Behauptung war so unglaublich, dass es alle seriösen Forschungsgemeinschaften abgelehnt hatten, ihn zu unterstützen. Man glaubte ihm schlicht und einfach nicht. Möglicherweise glaubte die Firma EMI ihm auch nicht. Es war aber egal, denn man musste dringend ein Projekt finden, um die Gewinne der Beatles umzuschichten. Und so beschloss man, in Hounsfield zu investieren. EMI gab ihm so viel Geld, dass er davon den ersten Computertomographen bauen konnte. Das erste Bild machte Hounsfield von einer Dose Cola; 1968 dann schon von einem Schwein. Und später folgten Aufnahmen des menschlichen Körpers.⁴³



Abb. 21: Partie an der Rückseite des Krankenhauses an der Philippstraße, August 1970

⁴² Vgl. Dietmar Simon: Gottfried Schumann. Mittelpunkt einer bewegten Jugend in Lüdenscheid um 1970, in: Der Reidemeister, Nr. 206, 24.5.2016, S. 1821-1827.

⁴³ Godfrey Newbold Hounsfield: Historical notes on computerized axial tomography, J. Can. Assoc. Radiol. 27(1976), S. 135-142.

Weltweit waren Ärzte begeistert über diese Technologie, die ganz neue Einblicke in den Körper ihrer Patienten ermöglichte. Hounsfield gewann 1979 für seine Entdeckung den Nobelpreis und wurde 1981 von der Queen zum Ritter geschlagen. Die Beatles kamen selbst nie nach Lüdenscheid. Aber das Gerät, das durch ihre Musik möglich gemacht wurde – ein Computertomograph – wurde im Jahre 1982 angeliefert und im Lüdenscheider Krankenhaus installiert.

Auf dem Weg zum Klinikum Hellersen

Seit dem Kriegsende gab es in Lüdenscheid zwei unterschiedliche Allgemeinkrankenhäuser. Die Betreiber, also die Vertreter der Stadt Lüdenscheid für das Krankenhaus in der Philippstraße und des Kreises Altena für dasjenige in Hellersen, trafen sich aber seit Anfang der 1960er Jahre regelmäßig zu gemeinsamen Absprachen. Auf diese Weise einigte man sich, dass beispielsweise die Urologie und die Gynäkologie in Hellersen untergebracht wurden, während Kinderklinik und Augenklinik in der Philippstraße blieben. Noch sinnvoller wäre es allerdings, beide Krankenhäuser zu einem Großklinikum zu verschmelzen. Erstens würde man dann alle medizinischen Geräte gemeinsam nutzen können. Zweitens ist es immer gut, wenn mehrere Ärzte an einem Ort zusammenarbeiten, weil sie dann Kollegen um Rat fragen können, wenn sie mit einem Fall nicht alleine klarkommen. Und drittens waren die bisherigen Krankenhausgebäude – also die alten Kasernen in Hellersen und das Gebäude aus dem 19. Jahrhundert in der Philippstraße – für die moderne Medizin nicht mehr geeignet. Die Mitarbeiter der beiden Krankenhäuser sehnten sich also nach einem Neubau.



Abb. 22: Das 1941 eingeweihte Isolierhaus an der Philippstraße kurz vor dem Abbruch 1986

Im Dezember 1968 beschloss der Landtag von Nordrhein-Westfalen eine kommunale Neugliederung, wodurch ab dem 1.1.1969 der Kreis Altena und die kreisfreie Stadt Lüdenscheid zum neuen Kreis Lüdenscheid fusioniert wurden.⁴⁴ Die Betreiber der beiden Lüdenscheider Krankenhäuser sind dadurch viel näher zusammengerückt. Und so wurde am 24. Oktober 1969 im Kreistag eine Vereinbarung beschlossen, die in letzter Konsequenz den Zusammenschluss der beiden Krankenhäuser mit dem Ziel, aus den beiden

mittelgroßen Kliniken ein Großklinikum zu machen, vereinbart.⁴⁵ Der damalige Oberkreisdirektor Wilfried Droste hatte die Übernahme des Städtischen Krankenhauses Lüdenscheid durch den Kreis vorgeschlagen. Zum 1. Juli 1970 erfolgte dieser Wechsel. Ab 1973 fiel sogar

⁴⁴ Klaus Crummenerl: Von LÜD und AL zu LS. Die kommunale Neugliederung des Lüdenscheider Raumes 1969, in: Der Reidemeister, Nr. 219, 25.2.2020, S. 209-224.

⁴⁵ Krankenhäuser des Märkischen Kreises GmbH Lüdenscheid: Bericht zum 10-jährigen Bestehen des Unternehmens (1.1.1975-31.12.1984).

der Name „Städtisches Krankenhaus Lüdenscheid“ weg. Stattdessen gab es nunmehr das „Kreis-Krankenhaus Lüdenscheid“ mit den beiden Standorten Philippstraße und Hellersen.

Für die Stadt Lüdenscheid, die ihr Krankenhaus auf diese Weise abgab, war das übrigens ein gutes Geschäft, denn das Krankenhaus hatte der Stadtverwaltung ziemlich viel Mühe bereitet. Die Stadt musste jährlich 2,5 Millionen DM zuschießen. Diese finanziellen Pflichten übernahm jetzt der Kreis, indem er die Kreisumlage, die die Städte zahlen mussten, dafür verwendete. Zu den Zahlungspflichtigen gehörten auch die Städte im Lennetal: Plettenberg, Altena und Werdohl. Diese drei Gemeinden wurden also für die Lüdenscheider Krankenhäuser zur Kasse gebeten, obwohl sie eigene Krankenhäuser hatten. Aus Gründen der Fairness boten deshalb die Verantwortlichen beim Kreis den drei Lennetal-Städten an, ihre Krankenhäuser ebenfalls zu übernehmen. Die Städte Altena und Werdohl nahmen dieses Angebot sofort an und waren damit ihre kostspieligen städtischen Krankenhäuser los. In Plettenberg stellte sich die evangelische Kirche quer, die Miteigentümerin des dortigen Krankenhauses war, sodass das Plettenberger Krankenhaus eigenständig blieb. Der Kreis Lüdenscheid betrieb also ab dieser Zeit die Krankenhäuser in Lüdenscheid, Altena und Werdohl.⁴⁶

Die politischen Verhandlungen zu diesen Vorgängen waren natürlich sehr viel komplizierter, als es hier beschrieben werden kann. Die verschiedenen Interessen der Städte und des Kreises lagen zuweilen weit auseinander. Außerdem hatten die wichtigsten Akteure – Oberkreisdirektor Wilfried Droste und der Lüdenscheider Oberstadtdirektor Dr. Helmut Tellermann – persönliche Differenzen, die pragmatische Verhandlungen erschwerten. Zu dieser Zeit pflegte man in Lüdenscheid die Tradition, Ausschusssitzungen und andere politische Treffen im „Langen Gang“ ausklingen zu lassen. Hier traf man sich nach zähen Verhandlungen gerne auf einige Bierchen, jede Menge Zigaretten und eine Partie Skat. Und manchmal wurden erst hier in den frühen Morgenstunden die wichtigsten Verhandlungsergebnisse erreicht.

Regelmäßig war auch Peter Hamel hier anzutreffen. Er betrieb ein Handelsunternehmen für Schleifscheiben und war schon seit 1947 Mitglied der SPD. Für sie saß Hamel seit 1956 im Stadtrat, ab 1965 als Fraktionsvorsitzender, von 1964 bis 1969 war er zudem Bürgermeister (unter dem Oberbürgermeister Erwin Welke), außerdem ab 1969 Mitglied und Fraktionsvorsitzender im Kreistag. Diese Ämterhäufung ermöglichte es Peter Hamel, in den Gremien von Stadt und Kreis für Dinge zu werben, die ihm wichtig waren. Und da er ein Lüdenscheider Patriot war, war ihm vor allem seine Heimatstadt wichtig. Er hatte schon sehr früh die Vision eines Lüdenscheider Großklinikums, in dem die bisherigen beiden Krankenhausstandorte zusammengeführt werden konnten. Dafür setzte er sich im Stadtrat, im Kreistag und im „Langen Gang“ mit allen seinen Kräften dafür ein. Im Juli 1970 wurde er sogar Landtagsabgeordneter in Düsseldorf. Gestählt von den Marathondebatten im „Langen Gang“ ging er jetzt zielstrebig und

⁴⁶ Das änderte sich im Herbst 1977, als die katholische Kirchengemeinde von Altena Ansprüche auf die dortige Krankenhausversorgung anmeldete. Der Kreis schloss daraufhin sein Krankenhaus in Altena und die katholische Kirchengemeinde betrieb stattdessen das St. Vincenz-Krankenhaus in eigener Regie weiter. Im Jahre 1975 gab es aber eine weitere Gebietsreform. Diesmal wurden die Kreise Lüdenscheid im Süden und Iserlohn im Norden zusammengelegt. Im Nordkreis gab es ein weiteres Krankenhaus, das sein Betreiber an den Kreis abtraten: das Marienhospital in Iserlohn-Letmathe. Von 1977 bis zum Jahre 2019 betrieb die Krankenhaus GmbH des Kreises also die Krankenhäuser in den Städten Lüdenscheid, Werdohl und Iserlohn-Letmathe. Danach schloss das Marienhospital.

selbstbewusst daran, diese Verhandlungsmethoden in Düsseldorf anzuwenden, um auf diese Weise seine Anliegen bei der Landesregierung vorzubringen.



Abb. 23: Vor dem Modell des neuen Klinikums (1977) – MdB Günter Topmann, Peter Hamel, Friedhelm Farthmann, Walter Neuhaus und Hans Günter Bangel (v.l.n.r.)

Er war mit vielen maßgeblichen Personen der damaligen Zeit persönlich befreundet, so beispielsweise mit dem Innenminister von Nordrhein-Westfalen, Willi Weyer. Aber auch, wenn er mit jemandem nicht persönlich bekannt war, scheute Hamel sich nicht davor, ihn mit seinen Anliegen zu konfrontieren. Wenn er beispielsweise in Düsseldorf einen Minister sprechen wollte, dann meldete er sich nicht bei der Sekretärin im Vorzimmer an, sondern ging einfach ohne vorherige Anmeldung in das Arbeitszimmer des Ministers.⁴⁷ Ob seine Mitmenschen das anmaßend fanden, war Hamel egal, denn häufig war diese Überrumpelungstaktik erfolgreich. Auf diese Weise konnte Hamel viele maßgebliche Leute davon überzeugen, dass die Stadt Lüdenscheid einen Krankenhausneubau benötigt und dass dafür Fördergelder des Landes fließen müssen. Zuständig dafür war Landesgesundheitsminister Friedhelm Farthmann von der SPD. Ihn galt es also zu überzeugen.

Dabei gab es in Düsseldorf eine große Koalition. Denn der Landtagsabgeordnete Walter Neuhaus von der CDU unterstützte den SPD-Mann Peter Hamel und wirkte mit ihm zusammen auf

⁴⁷ Persönliche Mitteilung von Stadtdirektor a. D. Klaus Crummenerl.

Farthmann ein. Neuhaus war von Beruf Landwirt, hatte aber einen Großteil seines Landes lukrativ an den Golfclub Gelstern verpachtet. Er war – wie Hamel – ein Lokalpatriot und träumte ebenfalls von einem Großklinikum in Lüdenscheid. Er war aber nicht so forsch und impertinent wie Hamel. Außerdem gehörte er eigentlich zur falschen Partei, um bei Friedhelm Farthmann Gehör zu finden. Aber Neuhaus verfügte über Lebensklugheit und Bauernschläue. Außerdem hatte er das gleiche Hobby wie Farthmann – sie waren beide Jäger. Gemeinsam bearbeiteten Hamel und Neuhaus zu dieser Zeit also den Gesundheitsminister mit ihren jeweils eigenen Methoden, was letztendlich auch erfolgreich war. Im Jahre 1977 posierten Hamel, Neuhaus und Farthmann zusammen mit dem Lüdenscheider Bundestagsabgeordneten Günter Topmann und dem Kreisbaudirektor Hans Günter Bangel auf einem Foto, das sie vor einem Modell des geplanten Krankenhausneubaus zeigte. Das Foto zeigt vor allem eines: die beiden Männer hatten ihr Ziel erreicht.

Während Hamel und Neuhaus in Düsseldorf die Landesregierung auf ihre Seite zogen, formierte sich ab 1970 in Lüdenscheid eine Gesellschaft, die die Geschäfte der Krankenhäuser in Lüdenscheid, Werdohl und Altena führen sollte. Verantwortlich sollten zwei Geschäftsführer sein, die vom Kreistag benannt wurden und die Krankenhäuser „unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten“ führen sollten. Mit anderen Worten: der Kreis erwartete, dass die Krankenhäuser ohne öffentliche Zuschüsse auskommen sollten, wie ein normaler Wirtschaftsbetrieb. Gleichzeitig wollten aber sowohl der Kreistag als auch der Oberkreisdirektor eine gewisse politische Kontrolle über ihre Krankenhäuser behalten. Das Rechnungswesen der Krankenhäuser war deshalb ein Teil des Haushaltsplans des Kreises Lüdenscheid, und die Geschäftsführer waren Beamte, die die Krankenhausgesellschaft wie eine Nebenstelle der Kreisverwaltung führten. Es zeigte sich, dass dies umständlich und nicht besonders wirtschaftlich war. Deshalb wurde am 6. September 1974 eine neue Krankenhausgesellschaft gegründet: die „Krankenhäuser des Märkischen Kreises GmbH“. Sie nahm zum 1. Januar 1975 ihre Geschäfte auf. Erster Aufsichtsratsvorsitzender wurde Peter Hamel. Verantwortlicher Geschäftsführer wurde Hans Werner Schaumann. Er leitete die GmbH 30 Jahre lang bis zu seiner Pensionierung im Jahre 2004 und hat das Aussehen des heutigen Klinikums in Lüdenscheid ganz maßgeblich mitgeprägt.⁴⁸

Schaumanns wichtigste Aufgabe war anfangs natürlich die Modernisierung und Zusammenlegung der beiden alten Lüdenscheider Krankenhäuser im neuen Großklinikum. Dafür musste wieder gebaut werden. Der Platzbedarf war für die Philippstraße und die gesamte übrige Innenstadt viel zu groß. Und so wählte man Lüdenscheid-Hellersen als Standort des neuen Großklinikums aus. Die alten Kasernengebäude sollten als Nebengebäude genutzt werden. Die meisten Patienten wurden aber in einem Neubau untergebracht. Allerdings mussten die Baupläne zunächst noch in den Schubladen der Verwaltung bleiben, denn die Behörden hatten in den 70er Jahren einen Planungsstopp für Krankenhausneubauten verhängt.

⁴⁸ Zu Hans Werner Schaumann siehe <https://www.yumpu.com/de/document/view/13690814/verabschiedung-herr-schaumann-markische-kliniken-gmbh>

Das neue Klinikum

Ab August 1980 konnte endlich der Neubau des zukünftigen Großklinikums auf einer ehemaligen Weide des Bauern Noelle in Lüdenscheid-Hellersen begonnen werden. Die Baustelle war eine der größten, die Lüdenscheid und das gesamte Sauerland je gesehen hatte. Bis zu 250 Handwerker arbeiteten gleichzeitig auf dem 65.000 Quadratmeter großen Areal. Mehr als 10.000 LKW-Fuhren waren notwendig, um allein das Baumaterial heranzuschaffen. Es entstand ein Bau mit einer Länge von 190 Metern und einer Breite von 115 Metern. Auf dieser Grundfläche hätte man auch eine der drei Pyramiden von Gizeh unterbringen können. Insgesamt wurden 300.000 Kubikmeter Raum umbaut, was etwa 500 Einfamilienhäusern entspricht.



Abb. 24: Geschäftsführer Hans Werner Schaumann bei seiner Ansprache zur Grundsteinlegung des neuen Klinikums in Hellersen am 20. August 1980. Unter den Zuhörern in der Mitte Landrat Dr. Walter Hostert.

Unmittelbar neben der Baustelle befand sich auf dem Gelände der alten Wehrmachtskasernen mittlerweile eine belgische Panzerwerkstatt. Eine solche militärische Einrichtung und ein Krankenhaus passen als Nachbarn natürlich nicht gut zusammen. Darin waren sich auch der spätere Aufsichtsratsvorsitzende der Märkische Kliniken GmbH, Manfred Rahmede, und der Kommandeur der belgischen Streitkräfte in Lüdenscheid, Paul Bosmans, einig. Sie beschlossen, die Panzerwerkstatt zu verlegen und den freiwerdenden Platz für Nebengebäude des neuen Großklinikums zu nutzen. Dafür beantragte man Fördermittel aus dem Etat des Ministeriums für Stadtentwicklung in Nordrhein-Westfalen. Der zuständige Minister Christoph Zöpel genehmigte diesen Antrag aber nicht so einfach, sondern wollte zunächst die Baustelle besuchen, um sich persönlich von der Notwendigkeit der Fördermaßnahme zu überzeugen. Am 3. Mai 1984, als der Minister sich angekündigt hatte, musste man ihm natürlich klar und deutlich demonst-

rieren, wie störend die Panzer für das Krankenhaus waren. Und so verabredeten Rahmede und Bosmans, dass die Panzer während des ministeriellen Besuchs pausenlos um das Krankenhaushausgelände herumfahren sollten. So geschah es auch. Die Panzer umzingelten quasi die illustre Besuchergruppe und machten dabei einen eindrucksvollen Lärm, um den Minister zu beeindrucken. Am Ende flog sogar noch ein Düsenjäger über das Gelände. Als der Minister endlich wieder Richtung Düsseldorf verschwand sagte er, dass er die Fördermaßnahme genehmigen werde, obwohl er ernsthaft vermute, Opfer einer Inszenierung geworden zu sein.⁴⁹



Abb. 25: Bauarbeiten in Hellersen (1982)

Im Gegensatz zu heutigen Großprojekten wurden in Hellersen die geplanten Bautermine sehr genau eingehalten. Trotzdem brauchte man sechs Jahre bis zur Fertigstellung. Die Kosten betragen 312 Millionen DM. Am 6. Juni 1986 wurde das Haus eröffnet. Es gab zwei Tage der offenen Tür, an denen die Lüdenscheider ihr neues Krankenhaus besichtigen konnten.

Von außen eindrucksvoll und eine besondere Herausforderung für die Bauingenieure war die Hanglage des Grundstücks. Das Haus hatte vier Untergeschosse, die terrassenförmig in den Hang hineingebaut worden waren. Hier waren die Funktionsabteilungen und die Haustechnik untergebracht. Von Haupteingang aus waren aber diese unterirdischen Stockwerke nicht sichtbar. Man musste von Süden aus auf das Haus blicken, um zwei davon erkennen zu können. Man betrat das Krankenhaus im Erdgeschoss, wo neben der Anmeldung für neue Patienten eine Sparkassenfiliale, ein Blumenladen, ein Kiosk, eine Kapelle, ein Friseurgeschäft und ein Café untergebracht waren. Acht Aufzüge brachten Patienten und Besucher in die fünf Obergeschosse, wo die Stationen Platz für über 700 Patienten boten. Zusammen mit den Nebengebäu-

⁴⁹ Persönliche Mitteilung Manfred Rahmede und Paul Bosmans.

den konnten insgesamt fast 1.000 Patienten untergebracht und behandelt werden. Sie sollten von etwa 1.100 Mitarbeitern betreut werden.

In den darauffolgenden Tagen und Wochen zogen die Patienten und das Krankenhauspersonal in das neue Gebäude ein. Außerdem wurden medizinische Geräte im Wert von mehr als 20 Millionen DM von der Philippsstraße nach Hellersen transportiert. Lediglich die Kinderklinik und die Kinderpsychiatrie verblieben an ihren alten Standorten in der Hohfuhstraße. Alle übrigen Abteilungen zogen in den Neubau oder in eines der Nebengebäude auf dem Krankenhaushausgelände.



Abb. 26 und 27: Patientenumzug an der Philippsstraße im August 1986 und ein Blick in das Foyer des neuen Klinikums zur gleichen Zeit.

Auch nach der Fertigstellung des Großklinikums entwickelten sich die Medizin und die Medizinpolitik weiter. Das hatte immer auch Auswirkungen auf das Klinikum in Hellersen. So wurden beispielsweise Ende der 80er Jahre Methoden zur Magen- und Darmspiegelung entwickelt. Das Klinikum wurde daraufhin um eine Endoskopie-Abteilung erweitert. Seit Anfang der 2000er Jahre gibt es ein Gesetz, das die Krankenhäuser verpflichtet, bestimmte Operationen ambulant durchzuführen. Als Folge darauf baute das Klinikum einen weiteren Flügel an, in dem diese ambulanten Operationen durchgeführt werden konnten. So wuchs das Krankenhaus allmählich zu seiner heutigen Form und Größe heran. Es ist heute mit Abstand das größte Krankenhaus in Südwestfalen und eines der größten kommunalen Krankenhäuser deutschlandweit.

Zum Schluss

Wir müssen noch die Frage beantworten, wieso ein solch großes Krankenhaus gerade in Lüdenscheid entstanden ist. Der erste maßgebliche Faktor war die Spendenbereitschaft und der persönliche Einsatz der Lüdenscheider Bevölkerung. Und zwar sowohl der wohlhabenden Oberschicht als auch der nicht ganz so reichen Bevölkerung. Ohne die Spenden von Louise Kerksig und Anna Turck hätte sich Lüdenscheid im 19. Jahrhundert niemals ein Krankenhaus

leisten können. Und ohne den Einsatz von Menschen wie Mathilde und Eduard Hueck sowie Carl Steinweg wäre das Krankenhaus in der Philippstraße niemals so bedeutend geworden. Im gewissen Sinne war das alte Krankenhaus also ein Geschenk der alten protestantischen Unternehmerfamilien an ihre Heimatstadt. Ein Geschenk, das – vermutlich nicht ganz ohne Eigennutz – den Arbeitern sagen sollte: Wir kümmern uns nicht nur um euch, wenn ihr jung, stark und gesund seid und in unseren Fabriken arbeiten könnt, sondern auch dann noch, wenn ihr mal krank und pflegebedürftig seid. Aber nicht nur die Fabrikanten waren spendabel; alle Lüdenscheider haben mit ihren Spenden das Krankenhaus immer dann unterstützt, wenn es notwendig wurde. Der Satz von Bürgermeister Jockusch: „Wohl selten hat eine Stadt mit so geringem eigenen Aufwand ein solches Krankenhaus errichtet“ drückt die Leistung der Lüdenscheider Bürger perfekt aus. Sie haben sich bei ihrem Krankenhaus nicht auf die öffentliche Hand verlassen, sondern selber durch ihre Hilfsbereitschaft Fakten geschaffen.

Der zweite maßgebliche Faktor für die Entwicklung des Krankenhauses war der Zweite Weltkrieg mit seinen Folgen. Wenn in Hellersen nicht die Wehrmachtskasernen gestanden hätten, dann wäre dort kein Reservelazarett eingerichtet worden. Und wenn es nach Kriegsende nicht zur Vertreibung der Menschen aus den Ostgebieten gekommen wäre, die sich von Hunger und Krankheit geschwächt auf den Weg ins vom Krieg verschonte Sauerland machen mussten, dann hätte der Kreis Altena dieses Reservelazarett nicht zu einem großen Kreis-klinikum ausgebaut.



Abb. 28: Blick auf das Klinikum in Hellersen mit dem 1970 fertiggestellten Gebäude der Sportklinik davor. Im Hintergrund die Autobahn A 45 und die Versetalsperre (Ansichtskarte um 1975).

Der dritte Faktor, der schließlich zur Fusion der beiden Lüdenscheider Krankenhäuser geführt hat, waren die Gebietsreformen von 1968 und 1975. Dadurch hatten die Krankenhäuser in der Philippstraße und in Hellersen auf einmal den gleichen Besitzer. Unter der Regie von Hans Werner Schaumann wurde dann aus den beiden mittelgroßen Lüdenscheider Krankenhäusern ein Großklinikum.

Der Autor: Prof. Dr. Rolf Larisch lebt seit 2004 in Lüdenscheid und ist Chefarzt der Klinik für Nuklearmedizin des Klinikums Lüdenscheid. Von 2008 bis 2013 war er Leitender Ärztlicher Direktor der Märkischen Kliniken GmbH.

Missionsarzt Dr. Otto Hueck (1888 – 1985)

In China nicht vergessen¹

von Antje Waldminghaus

„Der Reidemeister“ veröffentlichte in seiner Ausgabe Nr. 189 vom 25. Januar 2012 einen ausführlichen Beitrag über „Dr. Otto Hueck (1888 – 1985). Missionsarzt in China und Indonesien“.² Autor war mein Großvater Hartmut Waldminghaus. Dr. Hueck arbeitete seit 1921 über 30 Jahre als leitender Arzt am Missionskrankenhaus in Tungkun, heute Dongguan, im Süden Chinas, bis er nach der kommunistischen Machtübernahme 1951 das Land zwangsweise verlassen musste. Anschließend setzte er seine Tätigkeit als Missionsarzt von 1953 bis 1970 auf Sumatra in Indonesien fort. Zur Batakirche in Sumatra bestanden nicht zuletzt durch die Patenschaft des Kirchenkreises Lüdenscheid und durch gegenseitige Besuche eine lebendige Verbindung und ein ständiger Informationsaustausch. Zu China war während und nach der Kulturrevolution mit ihren Terror- und Säuberungskampagnen jeder Kontakt unterbrochen. Inzwischen wurde die Religionspolitik in Grenzen liberalisiert. China pflegt wieder die eigenen Kulturtraditionen. In Lüdenscheid bekannt war, dass kurz nach der Abreise Dr. Huecks die chinesische kirchliche Trägerschaft des Krankenhauses in Tungkun nicht länger geduldet wurde und die kommunistische Regierung das Hospital übernahm.



Abb. 1: Karte der Region Guangdong in China

Während meines Masterstudiums in China absolvierte ich im Sommer 2019 ein Praktikum am deutschen Generalkonsulat in Guangzhou oder auch Kanton genannt. Guangzhou ist die Hauptstadt der Provinz Guangdong (s. Abb. 1), zu der auch Dongguan (ehemals Tungkun) gehört. Insofern lag es nahe, dass mein Großvater mich bat, zu versuchen herauszufinden, ob vor Ort noch etwas aus der Zeit Otto Huecks zu erfahren ist, ob das Krankenhaus noch besteht und ob es Erinnerungen

¹ Der Text basiert auf dem Stand von Januar 2020.

² Online: <https://www.ghv-luedenscheid.de/download/der-reidemeister/Reidemeister%20189.pdf>

an das Missionshospital und den Arzt Dr. Hueck gibt. Ich habe mich dieser Aufgabe gern gestellt. Die Resonanz war überwältigend.

Das deutsche Generalkonsulat Kanton fungiert als ein wichtiger Kulturmittler zwischen Deutschland und China. Über Wechat, was so etwas wie das chinesische Facebook und Whatsapp ist, vermittelt es Informationen zur deutschen Kultur und Sprache und lädt zu Veranstaltungen ein. Dadurch können sehr leicht viele Menschen erreicht werden. Meine Arbeit am Generalkonsulat beinhaltete die Betreuung dieses Social-Media-Kanals. Bereits unmittelbar vor meiner Zeit im Konsulat gab es einen spannenden Aufruf eines deutschen Seefahrers, der in den 1960er Jahren mehrere chinesische Seeleute aus Seenot rettete und sich erkundigen wollte, wie es den Menschen mittlerweile geht. Nach der Veröffentlichung eines Artikels auf Wechat konnten die chinesischen Seeleute ausfindig gemacht und ein Kontakt hergestellt werden.

Ich hatte vor, einen ähnlichen Weg einzuschlagen, und präsentierte meine Idee im Konsulat. Sie stieß auf großen Anklang, da sich eine solche Aktion sehr gut nutzen lässt, Brücken zu schlagen zwischen China und Deutschland. Ich veröffentlichte also einen Artikel, fokussiert auf das Krankenhaus und die Krankenschwestern, mit Bildern, die mir mein Großvater zur Verfügung gestellt hatte. Den christlichen Kontext ließ

ich vorerst unerwähnt, da das Thema Mission in China sehr sensibel gesehen wird. Ich rief dazu auf, das Krankenhaus zu identifizieren und die Geschichte nach 1951 weiter zu erzählen. Innerhalb kürzester Zeit gab es erste Rückmeldungen. Das alte Krankenhausgebäude auf den Bildern wurde sofort erkannt und als Volkskrankenhaus Dongguan (Dongguan People's Hospital) bezeichnet bzw. liebevoll „Hong Lou“ – Rotes Gebäude genannt. Jeder schien sofort Bescheid zu wissen, um welches Krankenhaus es sich handelte. Ich war sehr beeindruckt; doch als ich die Homepage des Krankenhauses öffnete und das Logo sah, war mir klar warum. Selbst im heutigen Logo des Krankenhauses ist noch das alte Gebäude verankert. Früher,

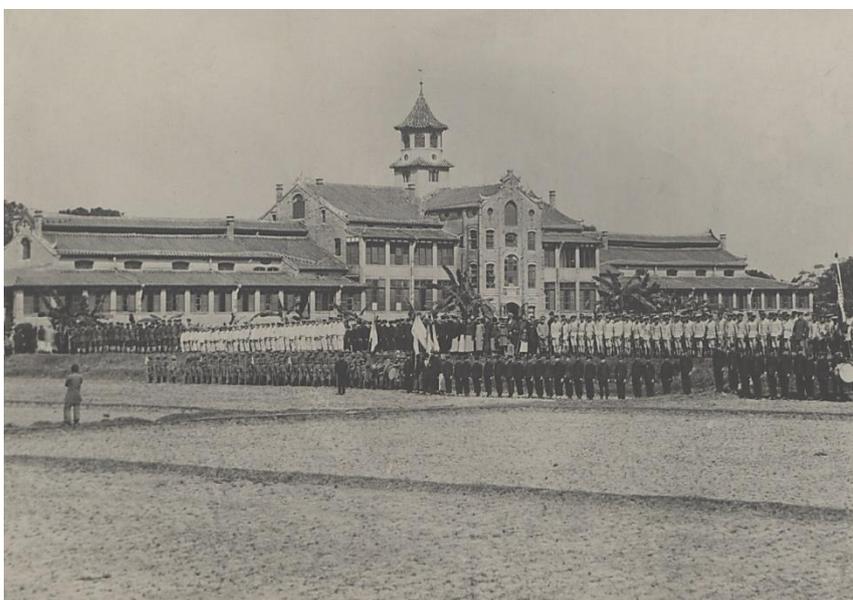


Abb. 2: Das alte Krankenhausgebäude, Verabschiedung des Missionsarztes Dr. Gottfried Eich



Abb. 3: Das heutige Logo des Krankenhauses

so wurde uns erzählt, gab es ein rotes Gebäude – wahrscheinlich eine Ziegelfassade –, deswegen wird es bis heute immer noch so bezeichnet.

Mittlerweile ist das ehemalige Missionshospital das größte städtische Krankenhaus Dongguans. Die Stadt hat etwa eine Einwohnerzahl von 10 Millionen, insofern handelt es sich um ein sehr bedeutendes Krankenhaus. Von den alten Gebäuden ist leider keins mehr vorhanden. Nur das aktuelle Logo erinnert noch an sie, wie in Abbildung 3 zu erkennen. Dafür gibt es heutzutage mehrere modernere große Gebäude, die das neue Krankenhaus darstellen (s. Abb. 4). Sie reihen sich an derselben Stelle am Fluss im Norden der Stadt, wo auch das Krankenhaus zu Huecks Zeiten stand.



Abb. 4: Das Krankenhausgebäude in Dongguan heute

Weiterhin geht man ins „Hong Lou“ – Rote Gebäude, wenn man sich behandeln lassen will, wie uns Frau Xiaojing Zhao erzählte. Sie kontaktierte das Konsulat direkt, sogar auf Deutsch, und übernahm von da an die Vermittlung zwischen dem Generalkonsulat und dem Krankenhaus, wofür ich mich an dieser Stelle noch einmal recht herzlich bedanken möchte.

Frau Xiaojing Zhao kommt aus Kanton und lebte mehrere Jahre in Deutschland. Nach der Lektüre des „Reidemeisters“ über Dr. Otto Hueck informierte sie ihre Verwandtschaft in Dongguan. Auf Eigeninitiative nahm sie ebenfalls Kontakt auf zum Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid, dem Herausgeber der Geschichtsblätter „Der Reidemeister“. Die Verknüpfung zwischen mir am Generalkonsulat und meinem Großvater und dem „Reidemeister“ war für sie nicht auf den ersten Blick erkennbar. Sie schrieb u. a. nach Lüdenscheid: „Falls die Familie von Dr. Hueck über den heutigen Stand des Krankenhauses, die damalige Krankenschwester und die Stadt Dongguan wissen wollen, können Sie gerne mich kontaktieren. Vielen Dank für die Aufzeichnung dieser wichtigen Geschichte für unsere Stadt Tungkun.“ Ein schönes Beispiel dafür, wie Geschichte Menschen über Grenzen und Kontinente hinweg verbinden kann.

Wie sich herausstellte, hat Frau Zhaos Tante gute Kontakte zum Krankenhaus. Ihre Schwiegermutter ist eine der Krankenschwestern, die von Otto Hueck persönlich ausgebildet wurden. Eine Freundin der Schwiegermutter, ebenfalls ausgebildet von Otto Hueck, lebt ebenfalls noch. Die beiden Damen waren im Jahre 2019 93 und 95 Jahre alt. Über Frau Zhao konnten wir zum einen Kontakt zu den beiden ehemaligen Krankenschwestern aufnehmen, Frau Chen und Frau Hu. Frau Hu erinnerte sich noch sehr lebhaft an Otto Hueck und ihre

Ausbildung. Sie konnte zudem noch Bilder aus der Zeit zeigen (s. Abb. 5) und berichtete uns von ihrer Ausbildung. Sie willigte ein, hier abgebildet zu werden.



Abb. 5: Erinnerungen aus dem Fotoalbum von Frau Hu

Die Geschichte schlug weiter große Wellen und war bereits nach wenigen Tagen von über 5.000 Personen auf Wechat gelesen worden. Zwei Dongguaner Zeitungen und ein Radiosender berichteten darüber. Das Krankenhaus selbst veröffentlichte einen Artikel, in dem auch der



Abb. 6: Frau Hu damals



Abb. 7: Frau Hu im Jahre 2019

„Reidemeister“-Beitrag von 2012 abgebildet wurde. Der Chefarzt des Krankenhauses trat in Kontakt mit dem Konsulat und lud die Hinterbliebenen Huecks zur diesjährigen Jubiläumsfeier ein. Er selbst kannte die gut dokumentierte Krankengeschichte und ist den Huecks sehr dankbar für ihren großartigen Einsatz. Des Weiteren konnte durch diese Verbreitung eine weitere, dritte ehemalige Krankenschwester, Frau Liu ausfindig gemacht werden, die mit ihren 93 Jahren mittlerweile in Hongkong lebte.



Abb. 8: Die ehemalige Krankenschwester Frau Liu, 2019 in Hongkong

Sie erzählte von ihrem Unterricht bei Dr. Hueck und davon, dass er als Berühmtheit galt, da er Blasensteine erfolgreich behandeln konnte. Als Krankenschwester bekam sie zu Beginn ihrer Ausbildung ein Band, das sie auf dem Kopf befestigte. Nach abgeschlossener Ausbildung erhielt sie ein zweites. So konnten die Fähigkeiten der Krankenschwestern leicht identifiziert werden. Die Erzählung deckt sich mit einem von Frau Hu zur Verfügung gestelltem Bild, auf dem mehrere Krankenschwestern mit verschiedenen Bändern am Kopf zu erkennen sind.

Das Interessante an den Rückmeldungen und weiteren Veröffentlichungen war vor allem, dass alle vom deutschen Missionskrankenhaus berichteten. Den Begriff hatte ich als Deutsche nicht verwendet und war umso erfreuter, dass sich die chinesische Seite von selbst auf diesen Hintergrund berief.

Frau Zhao berichtete uns zudem von sich aus, dass neben dem wichtigen Beitrag, den Otto Hueck medizinisch in Dongguan geleistet hat, der christliche Einfluss nicht in Vergessenheit geraten sollte. Sie schrieb: „Frau Chen und Familie, Frau Hu und ihre Familie sind alle Christen, das stammt aus der Arbeit von Gott und den deutschen Missionaren.“ Zudem erzählte sie, dass die christliche Gemeinde von damals die heute bekannte Dongguan City Christian Guancheng Church ist. Die Kirchengemeinde schreibt auf ihrer Webseite selbst, dass sie 1888 von der Rheinischen Missionsgesellschaft gegründet wurde. Während der „Kulturrevolution“ wurde das Kirchengebäude abgerissen und nach der Kulturrevolution 1981 wiederaufgebaut. Die Gemeinde verweist ebenfalls auf das dazugehörige Missionskrankenhaus von damals. Heute besuchen ca. 1.000 Menschen diese Kirche



Abb. 9: Krankenschwestern zur Zeit Dr. Otto Huecks mit den Bändern am Kopf

sonntags zum Gottesdienst. Sie ist weiterhin eine staatliche Kirche, wie es das chinesische Gesetz vorschreibt, und den religiösen Regeln der Regierung unterstellt. Ich selbst hatte leider nicht die Möglichkeit, diese Kirche zu besuchen. Dennoch war ich ab und zu in chinesischen Gottesdiensten ähnlicher Gemeinden, die ebenfalls staatlich sind. Ich war jedes Mal sehr positiv überrascht, wie lebhaft und intensiv das Gemeindeleben ist. Man schätzt, dass von den 1,4 Milliarden Menschen in China etwa 110 bis 120 Millionen Christen sind. Neben den offiziell genehmigten Kirchen gibt es viele staatlich nicht genehmigte Hausgemeinden. Die Gemeinden setzen großes Vertrauen in Gottes Wirken und verkündigen das Evangelium auch in einem atheistischen Staat. Ich bin sehr dankbar, diese Erfahrungen gemacht zu haben. Das Wirken von Dr. Otto Hueck und allen Beteiligten ist nicht in Vergessenheit geraten, sondern im Gegenteil noch sehr präsent. Es hat die Stadt und die Menschen nachhaltig geprägt.



Abb. 10: Innenraum der Kirche Dongguan

Verleihung des Verdienstordens des DRK an Otto Hueck

Akten aus der Zeit von Dr. Otto Hueck sind im Generalkonsulat in Guangzhou nicht mehr vorhanden, denn sie wurden routinemäßig nach Deutschland gegeben. Für die deutschen Krankenhäuser im Ausland und kirchliche Angelegenheiten war die Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes zuständig. Deren Akten sind durch Bombeneinwirkung während des Zweiten Weltkrieges verloren gegangen. Deshalb gibt es nur spärliche Informationen über das Missionskrankenhaus und Dr. Hueck. Auch zum Übergang des Krankenhauses an die chinesische Regierung im Jahr 1951 liegen keine Informationen vor. Immerhin können die Umstände der Verleihung des Verdienstordens des Deutschen Roten Kreuzes an Otto Hueck etwas genauer beschrieben werden. Frau Annegret Wilke vom Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, Werderscher Markt 1, 10117 Berlin, sandte mir den Vorgang (Akte PA AA,

Peking II, „Verleihung von Orden und Titeln“, Bd. 3, 1937 - 1938, Nr. 2065) in mehreren E-Mails zu.

Am 1. November 1937 unterbreitete das deutsche Generalkonsulat in Kanton der Deutschen Botschaft in Nanking den Vorschlag, Herrn Dr. Otto Hueck das Ehrenzeichen des Roten Kreuzes zu verleihen. Unterzeichnet war der Vorschlag vom kommissarischen Leiter des Generalkonsulats, Vizekonsul Dr. jur. Richard Kempe (1906 – 1998). Der deutsche Botschafter in Nanking, Oskar Trautmann (1877 – 1950), befürwortete mit Bericht vom 11. November an das Auswärtige Amt in Berlin die Auszeichnung „auf das Wärmste“. Nanking war von 1927 bis 1949 Hauptstadt der Republik China. „Nach Zustimmung des Führers und Reichskanzlers“ entsprach der Präsident des Deutschen Roten Kreuzes dem Auszeichnungsvorschlag des deutschen Generalkonsulats. Präsident des DRK war der Nationalsozialist Carl Eduard Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha (1884 – 1954). Das DRK war wie die meisten Verbände im Dritten Reich eng an Staat und NSDAP gebunden. Das Päckchen mit Verdienstkreuz und Verleihungsurkunde von Berlin nach Kanton war angesichts der Wirren des Chinesisch-Japanischen Krieges sehr lange unterwegs. Nachdem die japanischen Truppen im Dezember 1937 Nanking besetzten, wich die Deutsche Botschaft nach Hankow (heute zu Wuhan) aus. Nach der Besetzung Nankings verübten die Japaner grausame Massaker an hunderttausenden Chinesen. Was Dr. Hueck davon mitbekommen hat, bleibt unklar. Er machte sich Sorgen, dass das nächste Ziel der Japaner Canton war und eine Menge Kriegsschiffe, Flugzeuge und Kriegsmaterial im Süden zusammengezogen wurde. Gegen Ende 1937 mehrte sich die Zahl der japanischen Flieger. Auf die Dächer des Hospitals waren große rote Kreuze gemalt und auf die Grasflächen der Station deutsche Fahnen gelegt. Damals war Deutschland mit Japan verbündet. Huecks Zuneigung gehörte den chinesischen Menschen.

Ursprünglich war die Verleihung zum 50. Jubiläum des Tungkuner Missionskrankenhauses im Februar 1938 geplant. Angesichts der Kriegswirren wurden die Jubiläumsfeierlichkeiten aber in den Herbst des Jahres verschoben. Als Verdienstkreuz und Urkunde am 13. April immer noch nicht eingetroffen waren, mahnte Generalkonsul Felix Altenburg (1889 – 1970) in einem Schreiben an die Deutsche Botschaft in Hankow die Sendung an und schlug vor: „Ich würde es daher dankbar begrüßen, wenn das in Aussicht gestellte Päckchen so rechtzeitig mit Luftpost abgesandt werden könnte, daß ich in der Lage wäre, Herrn Dr. Hueck die Auszeichnung anlässlich der Feier des 1. Mai auszuhändigen. Dr. Hueck begeht am 1. Mai außerdem das Fest seines 50. Geburtstages.“ Der Termin verstrich.

In dem Reidemeister-Beitrag von 2012, Nr. 189, S. 1598, heißt es: „Am 27. April 1938 wurde Hueck als Zeichen der Dankbarkeit und in Anerkennung für besondere Dienste das Verdienstkreuz des Ehrenzeichens des Deutschen Roten Kreuzes verliehen.“ Die Terminangabe beruht auf einem Brief von Otto Hueck vom 8. Juni 1938 an Missionsdirektor Pastor Berner in Wuppertal, in dem er u. a. schreibt: „Am 27. 4. wurde mir durch den deutschen Generalkonsul in Canton das Verdienstkreuz des Ehrenzeichens des Deutschen Roten Kreuzes verliehen.“ Bei dem Datum handelt es sich offensichtlich um einen Tippfehler. Die Verleihung fand einen Monat später statt. Das angekündigte Päckchen traf erst am 13. Mai per Kuriersack im Generalkonsulat ein. Generalkonsul Altenburg berichtet am 30. Mai an die Deutsche Botschaft in Hankow: „Verdienstkreuz und Verleihungsurkunde des Deutschen Roten Kreuzes

habe ich Herrn Dr. med. Hueck, Chefarzt der Rheinischen Mission in Tungkun, am 27. d. Mts. gelegentlich eines Bowlenabends überreicht, den ich zu seinen Ehren in meinem Hause veranstaltet hatte. Von 80 geladenen Gästen, vornehmlich deutschen und chinesischen Professoren, Ärzten und Assistenten waren trotz der jüngsten Verstimmung über die Zurückziehung der deutschen Militärberater über 40 Herren erschienen, unter ihnen außer den deutschen Dozenten und Ärzten der General Dr. Chang kin, der Rektor der Militärärztlichen Hochschule, seine nächsten Mitarbeiter sowie zahlreichen Vertreter der Sun Yatsen Universität.“

Die Begründung des Generalkonsulats in Kanton vom 1. November 1937 lautete: „Der Botschaft beehre ich mich in der Anlage eine Vorschlagsliste für das Verdienstkreuz des Deutschen Roten Kreuzes ergebenst vorzulegen. Der darin genannte Dr. Otto H u e c k ist einer der verdienstvollsten deutschen Ärzte in der hiesigen Provinz. Er ist im März 1921 nach Tungkun gekommen und hat die Leitung des Hospitals übernommen. Krankheitshalber kehrte er Anfang 1924 nach Deutschland zurück. Dort hat er sich noch weiter ausgebildet und war noch ein Jahr als Assistenzarzt, bzw. Oberarzt der chirurgischen Abteilung des Städtischen Krankenhauses Solingen tätig. November 1926 kehrte er nach Tungkun zurück und arbeitete dort als leitender Arzt des Krankenhauses. Die Tätigkeit dort wurde durch einen zweiten Heimaturlaub unterbrochen von Anfang 1932 bis Oktober 1933.

Es ist in erster Linie das persönliche Verdienst von Dr. Hueck, daß das mit nur geringen Zuschüssen aus Deutschland arbeitende Krankenhaus heute eine ganz mustergültige Einrichtung ist, die es nach ärztlicher Leistung und äußerem Ansehen mit jeder gleichartigen amerikanischen Anstalt aufnimmt, die bekanntlich erheblich besser dotiert werden. Dr. Hueck hat nicht nur verstanden durch sein großes Ansehen bei einflußreichen Chinesen im dortigen Bezirk freiwillige Mittel für die Hospitalförderung zu gewinnen, die erst neuerdings den Bau eines besonders ansprechenden neuen Gebäudes ermöglicht haben, sondern er erfreut sich unter sämtlichen ausländischen und chinesischen Ärzten, die mit ihm in Berührung gekommen sind, eines denkbar guten Ansehens. Seine ausgezeichnete Kenntnis der hiesigen Umgangssprache verbunden mit großer Rücksicht auf die Eigenarten des Charakters der Bevölkerung haben ihm und dem Hospital ein Ansehen verschafft, das auch in den schwierigen Zeiten der Bürgerkriege eine Fortexistenz des Krankenhauses immer ermöglicht hat. Nicht zuletzt sei darauf hingewiesen, daß Herr Hueck den Krankenhausbetrieb auch nach Ausbruch des gegenwärtigen chinesisch-japanischen Krieges in vollem Umfang aufrechterhalten hat, obwohl Tungkun nur einige Kilometer von der bevorzugt bombardierten Bahnstrecke Canton-Kowloon und den strategisch wichtigen Eisenbahnstrecken über den Ostfluß bei Sheklung entfernt liegt.

Dr. Hueck war mit einer unter den ersten deutschen Ärzten in Südchina, die sich der Chinese Medical Association anschlossen und auf sämtlichen Kongressen durch Vorträge in deutscher Sprache im Sinne einer Stärkung des deutschen Ansehens gewirkt hat.

Ich erlaube mir daher, Herrn Dr. Hueck zur Verleihung des Verdienstkreuzes des Ehrenzeichens des Deutschen Roten Kreuzes in Vorschlag zu bringen und darf ferner darauf hinweisen, daß das Hospital Mitte Februar 1938 das 50. Jubiläum feiert. Sollte mein Vorschlag die dortige

Billigung finden, so würde eine Verleihung, die mit dem Zeitpunkt des Jubiläums zusammen-
trifft, vielleicht eine besonders angebrachte Auszeichnung darstellen.“

(Nachträglich ergänzt:)

In diesem Jahr 2021 werden es 100 Jahre, dass Dr. med. Otto Hueck nach China kam. Über drei Jahrzehnte hat er dort als Missionsarzt gearbeitet. Er erlebte den epochalen Umbruch zwischen chinesischem Kaiserreich und Kommunismus. Nach dem abrupten, gewaltsamen Ende seiner Tätigkeit im Oktober 1951 schloss sich die Volksrepublik China hermetisch von der Außenwelt ab. Besuche waren nicht möglich; Informationen kaum zu erlangen. Was aus Huecks Lebenswerk geworden war, blieb weithin im Dunkeln. Er hatte seinen Beruf und seine Berufung als Missionsarzt in dem unauflöselichen Zusammenhang zwischen ärztlicher Hilfe und christlicher Verkündigung verstanden. Dass 70 Jahre nach seiner Abreise aus China noch Menschen zu treffen sind, die von ihm ausgebildet wurden und sich mit großer Dankbarkeit an ihn erinnern, ist mehr als staunenswert. Dass in Dongguan nicht nur das von Dr. Hueck geleitete Krankenhaus, sondern auch die von ihm begleitete christliche Gemeinde weiterhin existieren, wenn auch unter völlig veränderten Voraussetzungen, und dass sich beide ihrer Herkunft bewusst sind, ist eine große Besonderheit. Ich bin sehr froh und dankbar, gemeinsam mit meinem Großvater daran beteiligt gewesen zu sein, diese Geschichte und Fakten ans Licht gebracht zu haben.

Die Autorin: Antje Waldminghaus hat enge familiäre Bezüge nach Lüdenscheid und lebt in Süddeutschland.

Abbildungsnachweis:

S. 2, 34 und 38: Märkische Kliniken GmbH; S. 4: Stadtarchiv Lüdenscheid, Foto Rolf Larisch; S. 5, 8, 10, 15, 17, 19, 21, 22, 23, 25, 29, 30, 31, 32 und 39: Stadtarchiv Lüdenscheid (Bild-Sammlung 130, 5060, 11112 und BdS-1525, Sammlung Schumacher, Album 26); S. 6, 7 und 18: Otto Budde: 100 Jahre Städtisches Krankenhaus, Lüdenscheid 1960; S. 28, 36 und 37: Kreisarchiv des Märkischen Kreises (58072, Slg. Hüttebräucker 101; 42315, KrK 0063; 81356, KrK 0358); S. 40: <https://de.wikipedia.org/wiki/Guangdong>; S. 41 oben: Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Bildersammlung DIFÄM; S. 41 unten und 42: <http://www.dgphospital.com>; S. 43 und 44 unten: privat über „Sharon“-Xiaojing Zhao; S. 44 oben: Dongguan Daily Newspaper (<https://mp.weixin.qq.com/s/DLWkiugD3gkMQEZmIBKUzg>); S. 45: <http://www.dgchurch.com/about.jsp>

Trotz sorgfältiger Recherche ist es nicht immer gelungen, nach langen Jahren die Rechteinhaber der Fotos ausfindig zu machen. Falls Sie Kenntnis über die Fotografen haben, setzen Sie sich bitte mit dem Autor / der Autorin oder dem Herausgeber in Verbindung.

Impressum

Herausgeber: Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.

Rathausplatz 2, 58507 Lüdenscheid, Telefon 02351 / 17-1599

Mail: post@ghv-luedenscheid.de

www.ghv-luedenscheid

Schriftleitung: Dr. Dietmar Simon

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung.